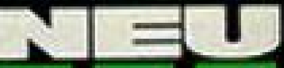
1,90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–
Band 618



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Mondschein-Mörder

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Der Mondschein-Mörder

John Sinclair Nr. 618

von Jason Dark

erschienen am 08.05.1990

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Der Mondschein-Mörder

Unzählige Stimmen schienen auf sie einzureden!

Ein Summen, ein Brausen, ein Singen, ein Locken, vereinigt zu einem märchenhaften Klang, so daß Eliza Farland das Brummen des schweren Lastwagenmotors kaum hörte.

Sie befand sich längst in einer »anderen Welt«.

Zwar rollte die Achtzehnjährige durch die normale und über die schmalen Straßen, doch gedanklich beschäftigte sie sich mit Vorgängen, die für sie noch Zukunft waren, denen sie jedoch nicht hatte widerstehen können und denen sie nun entgegenfuhr...

Eliza Farland war eine natürliche Schönheit. Das rote Haar umrahmte das Gesicht wie eine Flut und hatte keinen künstlichen Farbton nötig gehabt. Grüne Augen leuchteten in ihrem Gesicht, sie zeigten einen leichten Blauschimmer und wirkten wie das klare Wasser der zahlreichen Seen und Flüsse, mit denen die grüne Insel so reichlich gesegnet ist.

Normalerweise wäre sie nicht zu dem Mann gestiegen, aber der innere Drang hatte ihre Zweifel beseitigt. Sie mußte so rasch wie möglich ihr Ziel erreichen. Da nahm sie schon Dinge in Kauf, vor denen sich andere gefürchtet hätten.

Eliza schwebte wie auf einer Wolke. Die tiefen, grauen Wolken streckten sich ihr entgegen und öffneten sich gleichzeitig, um ihr den darunterliegenden Glanz zu zeigen. Dabei war es nur der Nebel, der seine Schwaden über das graue Asphaltband ausbreitete.

Eliza gehörte zu den Mädchen, die träumen konnten. Herrliche Träume für sie persönlich, Alpträume für andere Personen. Was sie als so wunderbar empfand, das sorgte bei normalen Menschen für Herzbeschwerden, Furcht und Grauen.

Sie aber fuhr ihren Träumen entgegen und würde die Stelle erreichen, wo sie wahr wurden.

Wenn sie nach rechts schaute, sah sie das Profil des Fahrers. Es war ein Mann um die Dreißig. Er trug eine Schiebermütze, eine lederne Jacke, Jeans und ein Hemd aus derbem Stoff. Sein Gesicht wirkte flach, sogar von der Seite her betrachtet. Manchmal drehte er den Kopf und schaute Eliza an.

Dann zuckten seine dicken Lippen. Es sollte wohl ein Lächeln oder Grinsen sein, und das Mädchen spürte jedesmal einen Schauer über seinen Rücken rinnen.

»Was ist denn, Kleine?«

»Nichts, bitte.«

»Du hast Angst vor mir, wie?«

»N… nein.«

»Warum lügst du?«

Eliza hob die Schultern. »Nur so«, gab sie flüsternd zurück, weil sie mit Gedanken wieder woanders war, denn sie spürte die Nähe des Ziels. Das Singen und Locken in ihrem Kopf hatte sich verstärkt.

Hinzu kam, daß sich der Tag allmählich dem Ende zuneigte, die Dämmerung sich über das Land schlich und dabei die Hügel, Wälder, Bäche und Seen regelrecht einpackte, so daß die gesamte Landschaft innerhalb des grauen Zwielichts verschwamm.

Nur mehr wenige Minuten, dann würde sie den Fahrer bitten, anzuhalten, denn das Ziel lag so dicht, daß sie es zu Fuß erreichen konnte. Mit einer Handbewegung raffte Eliza die gesteppte Jacke vor ihrer Brust zusammen und blickte aus dem Seitenfenster.

Draußen verschwamm die Landschaft. Soßig waren die Umrisse geworden. Durch die Geschwindigkeit des Fahrzeugs verwischten sie noch mehr. Kein Mensch durchwanderte diese Einsamkeit. Wer hier lebte, der hatte es weit bis zum nächsten Dorf und noch weiter bis zur nächsten Stadt. Diese Landschaft gehörte zu den verwunschenen Orten. Märchenerzähler beschrieben Gegenden wie diese hier.

Sie zog außen vorbei wie ein Film auf der Leinwand, der auf einmal langsamer lief.

Das Mädchen zeigte sich irritiert. Es fuhr durch ihr wildes Rothaar, eine Geste der Verlegenheit. Instinktiv spürte sie, daß der Fahrer etwas vorhatte, sie weigerte sich allerdings noch, daran zu glauben. Erst als der Lastwagen stand und sie sein Räuspern hörte, da drehte sie den Kopf und schaute ihn an.

Er hatte die Mütze abgenommen. Das flachsblonde Haar war fettig.

»Ist… ist etwas?«

Der Fahrer nickte und öffnete beim Lachen seinen Mund. »Ich glaube, wir beide sollten uns einmal genauer unterhalten, Kleine. Dieser Ort ist günstig.«

»Was meinen Sie damit?«

»Das.« Im nächsten Augenblick lag seine linke Hand auf ihrem rechten Oberschenkel.

Eliza Farland saß auf der Stelle, ohne sich zu rühren. Sie dachte daran, daß alles nicht wahr sein konnte, schaute stur geradeaus und richtete ihren Blick in die Höhe, wo die Sonne am Himmel verschwunden war und sich schon die blasse Scheibe des Mondes zeigte.

Der Mond…

Er war ihr Freund. Er hatte sie gelockt. In den Vollmondnächten hatte sie den Drang zum erstenmal verspürt.

»Nun, Kleine?« Die Hand besaß kurze, kräftige Finger und wanderte weiter den Schenkel hoch.

»Bitte.« Sie schüttelte den Kopf und verzog gequält das Gesicht.

»Lassen Sie das!«

»Weshalb denn?« Der Mann blies Eliza den warmen Atem ins Gesicht. »Denkst du denn, ich hätte dich umsonst mitgenommen, Süße? Nein, so haben wir nicht gewettet. Du bist mir schon was schuldig, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich möchte nicht.«

»Danach wirst du nicht gefragt, Süße!«

Eliza wußte, daß die Gegend für ein gewisses Vorhaben günstig war. Sehr einsam, keine Zeugen, der Fahrer wußte das auch, was an seinem Gesichtsausdruck abzulesen war.

»Lassen Sie mich bitte in Ruhe!«

»Bestimmt nicht!« Er sprach schon heiser. Seine Augen hatten sich

verengt, auf der Stirn und den Wangen malte sich der dünne Schweißfilm deutlich ab.

Zwar erst achtzehn, wußte Eliza Farland doch sehr genau, was ihr bevorstand.

Nur wollte sie nicht.

Der Fahrer griff wieder zu. Diesmal mit beiden Händen und an verschiedenen Stellen des Körpers.

Das wiederum war für Eliza das Startsignal. Sie hatte es geschafft, in die Nähe der Tür zu rutschen und sich auch gemerkt, wo sie den Hebel finden konnte.

Den zog sie auf und rammte gleichzeitig mit der Schulter gegen die Tür. Etwas zu heftig. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie aus dem Fahrerhaus kippen. An der nach außen schwingenden Tür konnte sie sich gerade noch festhalten, die Beine schwangen zuletzt über die Kante.

Eliza ließ die Tür los, fiel nach unten, spürte Boden und warf sich herum.

Hinter ihr brüllte der Fahrer. Er erinnerte an ein Raubtier, das sich um seine Beute betrogen sah. Sekunden dauerte es, bis er sich wieder gefangen hatte.

Da war es Eliza gelungen, einen Vorsprung herauszuholen. Sie rannte nicht über die Straße, sondern hatte einen Weg eingeschlagen, der sie querfeldein führte.

Das Gras war hoch, wuchs dicht wie ein gut geknüpfter Teppich und bedeckte einen leicht ansteigenden Hang, an dessen Ende sich der Wald wie ein Stück Mauer abzeichnete.

Links, wo die Landschaft flacher wurde und in eine Talschüssel hineinführte, schimmerte die grünblaue Oberfläche eines kleinen Sees. Dort wollte Eliza nicht hin, für sie war der Wald richtig, denn in ihm konnte sie sich verstecken.

Einmal – sie hatte bereits eine ziemlich weite Strecke hinter sich – schaute sie sich um.

Im gleichen Augenblick hörte sie das Echo des Knalls, als der Fahrer die Tür zuhämmerte. Mit sich überschlagender Stimme brüllte er hinter dem Mädchen her.

»Ich kriege dich, du kleine Nutte, du! Ich werde dich schon packen, verlaß dich drauf.«

Eliza wollte antworten, da waren wieder die Stimmen in ihrem Hirn, die sie lockten, die ihr rieten, weiterzulaufen.

Eine Erwiderung gab sie sich selbst. »Mal sehen, ob du es schaffst, Mann…«

***

Fast eine Stunde später!

Längst hatte die Dunkelheit das Land übergossen und den Wind angewiesen, die Wolken zu vertreiben, denn der Himmel präsentierte sich in einer wunderschönen Klarheit, und der volle Mond stand dort, als hätte ihn ein Künstler besonders liebevoll gezeichnet.

Sein Licht war klar, bleich und milchig. Es floß wie ein auseinanderfächernder Vorhang der Erde entgegen und gab der Welt ihre eigenen Stempel.

Ein weiches, wunderbares Licht, in dem man baden konnte. Jedenfalls fühlte sich Eliza Farland so, als sie die Lichtung erreichte, auf die es ihr angekommen war.

Wegen dieses Platzes hatte sie die weite Fahrt unternommen.

Noch nie zuvor war sie an der Stelle gewesen, aber sie hatte sie mit einer nahezu traumwandlerischen Sicherheit gefunden und eingesehen, daß die Lichtung für sie wie geschaffen war.

Bäume umstanden den Kreis. Die freien Räume zwischen ihnen waren nie gleich groß. Manche eng, andere wieder weit. Auf der Lichtung wuchs saftiges Gras, für die Tiere des Waldes ein Leckerbissen, für Eliza ein wunderschöner Teppich, der ihre Schritte federn ließ, wenn sie sich bewegte.

Nicht daß ihr Gesicht ein anderes geworden wäre, doch auf den Zügen lag ein ungewöhnliches Strahlen.

Für sie war die Landschaft schwer zu begreifen. Märchen- und Legendenhaft kam ihr der Wald nebst seiner Lichtung vor. Wie aus einem wundersamen Traum oder einer andern Welt herausgeschnitten, ein Stück Fantasy in der Realität.

Als Kind hatte sie des öfteren Märchenfilme gesehen. Sie war auch mit ihren Eltern ins Theater gegangen, um Ballettaufführungen zu sehen, das alles fühlte sie dermaßen intensiv wie nie zuvor. Eliza stand selbst auf einer Bühne und produzierte sich.

Sie ging anders, sie bewegte die Arme anders. Sie schlenkerte sie, manchmal lächelte sie breit, dann lachte sie auf, warf die Arme hoch, ließ sie wieder sinken und folgte dieser Bewegung mit ihrem gesamten Körper, so daß ihre Fingerspitzen über die Kuppen der dicht wachsenden Grashalme streiften.

Es war ein wundersames Gefühl, und die Stimmen in ihrem Kopf kehrten zurück.

Diesmal anders als auf dem Weg. Sie klangen nicht nur lockend, auch der Tonfall hatte sich verändert, war jetzt glockenhell und klar.

Sie blickte, während sie sich wie eine Tänzerin auf der Stelle drehte, dorthin, wo es zwischen den Baumstämmen ungewöhnlich blaß und silbrig schimmerte.

An dieser Stelle hatte das Mondlicht seinen Schleier ausgebreitet.

Wie ein wundersamer Vorhang umgab es die Lichtung. Zwischen den Bäumen klemmte es fest, vibrierte dort, zitterte und ließ sich von

dünnen Dunstschwaden durchwehen.
Es war eine völlig andere Atmosphäre, die mit Worten kaum beschrieben werden konnte. Man mußte sie einfach fühlen, so wie Eliza es tat. Auf ihrem Gesicht und den übrigen freien Flächen der Haut spürte sie das geheimnisvolle Kribbeln, als wären zahlreiche Fingerspitzen dabei, die Haut anzureizen.
Konnte Glück schöner sein?
Vor kurzem hatte sie noch den Film »The Wizzard of Oz« gesehen, den alten Streifen mit der jungen Judy Garland. Bei einem schweren Sturm wird sie in ein geheimnisvolles Land getragen. Im Film hatte sie das Mädchen bewundert, nun widerfuhr ihr ähnliches. Auch diese Welt war so geheimnisvoll. Nur wenige kannten sie, aber Eliza hatte von ihr gehört und zielsicher den Weg gefunden.
Das hohe Gras schmiegte sich um ihre Beine. Es liebkoste die Waden, wenn sie mit tänzerischen Bewegungen über die Lichtung schritt. Nur von der Natur umgeben, fühlte sich Eliza selbst als ein Stück Natur, wobei ihr das silbrig schimmernde Mondlicht den nötigen Schutz gab. Die Welt draußen war dunkel, der Abend mußte längst hereingebrochen sein, sie aber kam sich vor wie auf einer Wolke, die sie durch das wunderschöne Licht trug.
Bis zu dem Augenblick, als er kam!
Eliza hatte sich wieder einmal gedreht, war mit einer grazilen Bewegung herumgefahren, stoppte – und entdeckte zwischen zwei Baumstämmen den Schatten, der sich in die Lücke hineinschob.
Es war ein Mann!
Groß, mit einem flachen Kopf, aber nur deshalb, weil er eine Mütze aufgesetzt hatte.
Eliza erstarrte!
Für einen Augenblick wurde sie aus den wunderbaren Träumen gerissen, Eiseskälte drang in ihren Körper und umklammerte das Herz wie mit Fingern aus Raureif.
Sie blieb unbeweglich stehen, schaute auf die männliche Gestalt, die noch immer wartete und sich nur allmählich aus dem blassen Mondschleier löste.
Der Mann betrat die Lichtung, es war der Fahrer, und er sprach sie sofort an.
»Jetzt habe ich dich, Süße!«

***

Normalerweise hätte Eliza Farland versucht, wegzulaufen. Erst einmal die Flucht ergreifen, egal, wohin, das jedoch tat sie nicht. Sie blieb einfach stehen, ohne auch nur den kleinen Finger zu rühren.
Eine ungewöhnliche Sicherheit hatte sie überkommen, die sie einhüllte wie ein Mantel. In ihrem Kopf vernahm sie wieder die

ungewöhnlichen Stimmen, die damit anfingen, sie zu beruhigen.

Der Mann hatte sie nicht gehört. Er merkte überhaupt nichts von dem geheimnisvollen Zauber der Lichter. Sein starrer Blick galt einzig und allein dem Mädchen.

»Hast du wirklich gedacht, mir entkommen zu können, Kleine? Nein, wen ich einmal aufs Korn genommen habe, den lasse ich nicht aus den Augen.« Er nickte. »Tatsächlich, du hast dir ein tolles Plätzchen ausgesucht. Richtig anheimelnd, einfach schön. Bist wohl für Romantik, wie?«

»Gehen Sie!«

Der Fahrer lachte und hielt dabei seinen Bauch. »Natürlich werde ich gehen, aber erst nachher, verstehst du das? Ich verschwinde, wenn ich mit dir fertig bin.«

»Gehen Sie jetzt!«

»Weshalb?«

»Weil ich es gut mit Ihnen meine.«

Nach dieser Antwort blieb der Mann stehen, legte seinen Kopf schief und schüttelte ihn. Es wollte ihm einfach nicht in den Schädel, dermaßen angesprochen zu sein. »Das darf nicht wahr sein, Süße. Du meinst es gut mit mir.«

»So ist es.«

»Weshalb denn?«

»Weil dies kein Ort für Sie ist, glauben Sie mir.«

Der Mann fuhr mit der Spitze des Zeigefingers über seinen Nasenrücken. »Wenn das kein Ort für mich ist, Süße, und du es gut mit mir meinst, dann kannst du das beweisen, indem du dich ausziehst. Du bist viel zu dick angezogen, Kleine. Los, runter mit den Klamotten!«

»Nie!«

»Dann meinst du es auch nicht gut mit mir.« Der Fahrer grinste und fuhr dabei über seine Lippen.

Dann ging er weiter.

Eliza wunderte sich über sich selbst, daß sie nicht einmal zurückwich. Sie blieb stehen und wartete auf den Mann. Da war tatsächlich eine Kraft in ihr, die ihr die nötige Ruhe verlieh, dem anderen direkt ins Gesicht zu sehen.

Sie wußte, daß ihr nichts geschehen konnte. Auf dieser Lichtung war sie sicher, und das geheimnisvolle Mondlicht kam ihr dabei vor wie ein Leibwächter.

Der Mann stapfte näher. Nahezu brutal zertrat er das Gras. Den Mund hatte er verzogen. Er zeigte seine innerliche Vorfreude auf das Kommende.

Eliza verließ sich auf die Stimmen. Beruhigend sprachen sie auf sie ein. ›Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Du bist hier sicher.

Wir beschützen dich…‹

»Wer seid ihr?« flüsterte sie, allerdings noch so laut, daß der Fremde die Worte gehört hatte.

»Was sagst du?«

»Nichts für Sie.«

Er lachte bellend. »Du bist gut, Süße, wirklich. Keine Sorge, ich werde dich schon packen!«

Er ging wieder und schaute nicht zurück. Eliza jedoch blickte an ihm vorbei, und sie sah auf eine Stelle zwischen den Bäumen, wo der dünne Nebel durch das Mondlicht waberte und sich dort etwas schattenhaft bewegte.

Es war eine Gestalt!

Auch ein Mann oder ein Geist?

Die Gestalt floß aus dem Mondlicht hervor und näherte sich dem ahnungslosen Fahrer. Sie war mehr ein Streifen, dunkel, geheimnisvoll, gefährlich und unheimlich…

Selbst Eliza schauderte zusammen, nur bekam sie keine Angst, denn sie wußte, daß sie von dieser Gestalt nichts Böses zu erwarten hatte. Sie war erschienen, um sie zu beschützen.

Der Fahrer merkte nichts. Mit einer heftigen Bewegung zog er seine Jacke aus und schleuderte sie zu Boden. Dann senkte er den Kopf, stierte Eliza an und nickte.

»So, jetzt noch…«

Da schrie er auf.

Es war ein schreckliches Brüllen, das die Stille auf der Waldlichtung zertrümmerte. Der Fahrer zuckte, als hätte er einen Stromstoß bekommen. Hinter ihm war die geheimnisvolle Gestalt sehr dicht an ihn herangekommen und hielt ihn umfangen. Auf seiner linken Gesichtshälfte entstand plötzlich ein langer Riß. Da war die Haut gespalten worden, und aus der Wunde drang Blut hervor.

Er stand ungläubig auf dem Fleck, tastete gegen seine Wange, zog die Finger wieder zur Seite, starrte das Blut an und gab einen schluchzenden Laut von sich.

Saugend atmete er die Luft ein. Der Schmerz fraß noch in ihm, aber er schrie nicht mehr.

Seine Augen standen so weit offen, daß sie fast aus den Höhlen quollen. Aus den Mundwinkeln rann der Speichel wie eine gelbe Soße. Der Mann begriff nichts, und einen Moment später erwischte es ihn abermals. Vor seinem Gesicht wischte ein Schatten durch die Luft, nicht Mensch – nicht Geist, aber brandgefährlich.

Etwas blitzte auf.

Dann erfüllte der nächste Schrei die Luft. Diesmal war der Schlitz im rechten Hosenbein des Mannes entstanden, in Höhe des Oberschenkels. Auch dort quoll das Blut hervor und tränkte den Stoff.

Der Fahrer jammerte. Seine Augen waren schockgeweitet, er schüttelte sich, als hätte er Schläge bekommen, wollte gehen, knickte aber ein, weil der Schmerz einfach zu rasend wurde.

Dann fiel er hin.

Das Gras wirkte wie Arme, die ihn verschlingen wollten. Es wuchs so hoch, daß es über ihm zusammenklappen konnte, aber es ließ eine Lücke frei. In ihr tanzte der Schatten.

Eine Gestalt aus dem Märchenreich, grausam und geheimnisvoll zugleich. Es gab keine Erklärung für sein Erscheinen. Eliza Farland hatte sie auch nicht. Sie stand nur da, hielt die Arme angewinkelt und die Hände gegen ihr Gesicht gepreßt.

Sie hatte das Grauen erlebt, einen furchtbaren Vorgang mitbekommen, doch sie spürte keine Furcht.

Der Schatten tanzte über dem am Boden liegenden Mann. Aus dem dichten Grasteppich quoll schauriges Stöhnen hervor und wehte über die freie Fläche, wobei es auch die Lücken zwischen den Bäumen erreichte, wo bleiches Mondlicht und Dunst es verschluckten.

Dann zuckte der Schatten nach unten.

Sekunden später spritzte Blut. Auch der Mann erschien noch einmal. In einem Reflex hatte er sich aufgebäumt, bevor er wieder zurückfiel. Eliza hörte das dumpfe Geräusch des Aufpralls, das selbst der Dunst nicht verschlucken konnte, dann senkte sich eine drückende Stille über die Waldlichtung, die unnatürlich war.

Eliza Farland hörte sich selbst ausatmen. Sie merkte ebenfalls den Schwindel. Der Boden schwankte, sie hatte die Gewißheit, gleich fallen zu müssen oder aus einem tiefen Traum zu erwachen. Als die kalten Handflächen jedoch ihre heiße Stirn berührten, da war alles anders. Nun wußte sie, daß es Realität war, was sie hier erlebte, und die Stille war die Stille des Todes.

Intervallweise hob sie den Kopf. Den Ausdruck in ihren Augen konnte man nur als stier bezeichnen. Die Pupillen hatten die Farbe nicht verloren, sie leuchteten intensiver als sonst, möglicherweise auch ein Zeichen ihrer Erregung.

Um den Mann erreichen zu können, mußte sie drei Schritte gehen.

Nur traute sie sich nicht hin. Sie wußte mit Gewißheit, daß er nicht mehr lebte, aber sie wollte ihn nicht sehen.

Dafür sah sie den Schatten!

Senkrecht huschte er über die Lichtung. Dunkler als das Mondlicht, ein tanzendes Grau, ein Schemen, der mal zerfloß, dann wieder Gestalt annahm, sich noch einmal zeigte, in ihre Nähe kam, wieder verschwand und seine Pirouetten drehte wie eine Ballerina.

Sie hatte nur Augen für ihn. Diese geheimnisvolle Welt hatte sich ihr eröffnet, wobei das Mondlicht sie wie eine Mauer zur Realität hin abschirmte.

Dann wehte er auf sie zu.

Eliza Farland wollte den Blick nicht wenden. Es war ihr gelungen, die Hemmschwelle zu überwinden, jetzt mußte sie ihren geheimnisvollen Helfer einfach ansehen.

Er bewegte sich völlig lautlos. Sie entdeckte auch keine Mordwaffe, obwohl der Mann im Gras getötet worden war. Vor ihr kam er zur Ruhe. Eliza erkannte, daß er größer war als sie, und sie versuchte, sein Gesicht zu sehen.

Es war grau und bleich zugleich. Kam ihr kantig und metallisch vor. In den Augen loderte eine feurige Kraft, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann war das Feuer verschwunden, als hätte jemand Wasser darüber gekippt.

Die Gestalt befahl ihr auf telepathischem Weg, sie anzufassen. Nur zögernd streckte Eliza ihren Arm vor und damit dem grauen Nebel entgegen, in den sie ihre Hand zwar eintauchen konnte, aber keinen Widerstand spürte.

Der Mondschein-Mörder war nicht mehr als ein schattenhaftes Nebelwesen.

Das Mädchen begriff nichts, aber es hörte die Stimme in ihrem Kopf, die ihm einiges erklärte.

›Du bist gekommen, denn ich habe dich ausgesucht. Was du hier erlebt hast, ist der Beginn. Noch kann ich mich nicht so bewegen, wie ich möchte, aber ich habe dich ausgesucht, damit ich in der Zukunft, die sich über Jahre hinziehen wird, so sein werde, wie ich es mir gewünscht habe. Du wirst mir helfen!‹ Eliza Farland nickte.

›Dann höre weiter zu. Du wirst mich bekannt machen, du wirst über mich sehr viel erfahren, über das Land, das sich versteckt hält und fast nur den Druiden bekannt ist. Menschen haben es kaum gesehen. Wenn ja, sind sie nicht zurückgekehrt. Das jedoch wird sich in Zukunft ändern. Ich weiß, daß Personen erscheinen werden, die die Kraft besitzen, die Grenzen zu diesem geheimnisvollen Druiden-Paradies zu überwinden. Das alles werden die nächsten Jahre ergeben, in denen du genau meinen Befehlen Folge leisten mußt. Hast du mich verstanden…?‹

»Ja…«

›Dann kommen wir nun zu den Einzelheiten…‹ Die geisterhafte Gestalt begann mit ihren Erklärungen, und das Mädchen hörte sehr genau zu.

Eliza merkte kaum, daß die Zeit verging. Ob sie Stunden oder nur Minuten auf der Lichtung gestanden hatte, konnte sie nicht sagen.

Es kam ihr alles so traumhaft vor, der Realität entzogen. Außerhalb der Lichtung war es schon stockdunkel; dort löste sich die Gestalt vor ihren Augen auf und trieb hinein in den dünnen Dunst zwischen den Baumstämmen, der sie einfach verschluckte.

Aus – keine Stimmen mehr. Dafür spürte sie die Kühle der Nacht und den sanften Wind, der über ihr Gesicht strich. Beide Handflächen streifte sie an ihren Wangen ab und erwachte wie aus einem sehr tiefen Traum. Daß es keiner gewesen war, erkannte sie, als sie die männliche Leiche sah, die im hohen Gras wie eingebettet lag.

Um sie genau sehen zu können, ging sie näher heran – und schauderte zusammen.

Drei Wunden hatte der Fahrer bekommen, die letzte erst war tödlich gewesen.

Sie drehte den Kopf, fror, als hätte man sie in Eisschichten gesteckt, und ging auf den Rand der freien Fläche zu. In eine Lücke zwischen den Bäumen tauchte sie ein, erreichte den Wald und ging über den weichen, federnden Boden, der von einer dicken Moos-und Humusschicht bedeckt wurde.

Sie kam sich vor wie Rotkäppchen, die Gestalt aus dem Märchen.

Nur daß dieser Wald keine Furcht verbreitete. Eliza gehörte zu ihm.

Schon jetzt ging sie davon aus, daß sie immer wieder an diesen Ort zurückkehren würde.

Sie ging, wie ein Mensch, der dem Regenbogen folgte, der ein Ziel hatte, dieses aber nie erreichen würde.

Dafür erreichte Eliza eine Straße.

Etwas verunsichert betrat sie die graue Asphaltfläche, schaute nach rechts und links, ohne dabei Lichter entdecken zu können. Die Finsternis der Nacht hielt alles verschluckt.

Ihre Füße schleiften, sie hielt den Kopf gesenkt, war voller Gedanken und bewegte sich weiter durch die Nacht, immer tiefer in das hügelige Land hinein.

Verstanden hatte sie die Botschaft der Gestalt sehr gut. Bisher war alles Theorie.

Noch…

Aber den Auftrag würde sie nie mehr vergessen. Und sie wollte so rasch wie möglich damit beginnen.

Die Welt sollte von dem Mondschein-Mörder erfahren…

***

Irland – die grüne Insel!

Sehr lange hatte ich sie nicht mehr gesehen, doch der erste Auftrag im neuen Jahr hatte mich in dieses Land der Geschichten, der Druiden, der Legenden, der Musik und der netten, gastfreundlichen Menschen geführt. Menschen, die hart arbeiten, aber noch intensiver feiern konnten, wie ich schon am eigenen Leibe erfahren hatte.

Mein Freund Suko war in London zurückgeblieben. Er wollte einige Tage ausspannen, zudem hatte mich nur der Ruf erreicht.

Ein Ruf aus Aibon…

Diesem geheimnisvollen Reich zwischen den Zeiten. Ein Paradies für Druiden, den Menschen meist unbekannt, doch es war schon immer beschrieben worden. Sie hatte den Begriff Fegefeuer gewählt, das Reich also, in das die Engel nach dem großen Kampf zwischen Luzifer und dem Erzengel Michael gefallen waren, die nicht durchgerutscht bis in die ewige Verdammnis waren.

So erzählte es die Legende.

Ich gehörte zu den wenigen Menschen, die von Aibon wußten, die schon des öfteren dort gewesen und auch wieder zurückgekehrt waren. Zudem besaß ich Freunde in Aibon. Die Geister, die das Land durchwehten, die Elfen, die Feen, die geheimnisvollen, märchenhaften Gestalten wie Trolle und Zwerge. Aibon war das Land, in dem Märchen zur Realität geworden waren, es war einfach wunderbar.

Zumindest auf der einen Seite.

Doch jedes Ding hat zwei Seiten, da machte auch Aibon keine Ausnahme. Was als paradiesische Druiden-Hälfte auf der einen Seite galt, das war auf der anderen eine Landschaft des Grauens, wo der Schrecken in all seiner brutalen Macht regierte, wo der Tod, Vernichtung und unendliche Qual zu Hause waren, wo ein mächtiger, abtrünniger Druide namens Guywano regierte, der sein Reich gegen alles verteidigte, was von außen her darauf zudrang.

Gegen die Feinde aus dem Paradies und gegen die höllischen Kräfte, wobei sogar der Teufel und die Horror-Reiter mit eingeschlossen wurden.

Mich hatte der Ruf aus Aibon erreicht. Ich habe schon davon gesprochen, daß ich Freunde in Aibon besaß, und dazu zählte unter anderem der rote Ryan.

Er war etwas Besonderes, etwas Außerordentliches und auch etwas Wunderbares, das konnte man ohne Zweifel behaupten. Er besaß die Gabe, Grenzen überwinden zu können, sowohl rein körperlich als auch auf telepathischem Weg.

Auf dem letzteren hatte er mit mir Kontakt bekommen. Seine telepathische Botschaft hatte mich erreicht, und ich war der Aufforderung gefolgt, nach Irland zu kommen.

Weshalb er mich ausgerechnet in die Gegend um Cork bestellt hatte, wußte ich auch nicht. Möglicherweise lag es an der warmen Witterung in diesem südlichen Teil des Landes, dessen Küste und Klima sehr stark vom Golfstrom beeinflußt werden.

Ich hatte einen Tag für die Anreise gebraucht und fuhr in Richtung Fermoy, den Galty Mountains zu. Die Gegend war einsam, es gab nur wenige Orte, für Einsiedler ideal. Der rote Ryan wollte mich an einem bestimmten Punkt treffen, und zwar dort, wo jemand ein Denkmal aufgebaut hatte, das den Heiligen St. Patrick zeigte.

Es stand in keiner Stadt, sondern inmitten der Landschaft, nicht weit

von einer Wegkreuzung entfernt.

Der Leihwagen, ein Ford, hatte ziemlich zu leiden, weil die Strecke ohne eine Asphaltdecke auskommen mußte und dafür zahlreiche Schlaglöcher aufwies.

Eine genaue Karte hatte ich mir besorgt. Dort waren auch die verschiedenen markanten Punkte eingezeichnet, unter anderem auch das kleine Denkmal.

Um den Tag zu beschreiben, müßte ich den Begriff januargrau verwenden. Tatsächlich lagen die Wolken sehr tief. Wo die Berge etwas höher als normal wuchsen, streiften die Gebilde sogar die Spitze oder berührten die kahlen Äste der Bäume.

Nichts erlebte ich von der samtenen, klaren, irischen Luft, von einer seidigen Kühle, für die der irische Frühling berühmt war und von der Werbung ausgenutzt wurde.

Die Natur hatte ihr sommerliches Kleid schon längst abgelegt, aber sie würde es in einigen Monaten wieder anziehen, und das gab vielen Menschen Hoffnung.

Die kleine Gedenkstätte erschien an der rechten Wegseite. Die Figur des Heiligen St. Patrick stand nicht frei, sie war eingebaut in ein nischenartiges Haus, erhob sich von einem kleinen Sockel und war zu ihren Füßen mit Herbstblumen geschmückt, die allerdings schon anfingen zu verwelken.

Hier sollte ich nicht anhalten. Die Figur hatte nur als Markierung und Orientierung gedient. Bis zur nächsten Kreuzung mußte ich vor. Da würde mich der rote Ryan erwarten.

Immer wenn ich ihn traf, hatte ich ihn zunächst gehört, bevor ich ihn sah, denn sein Flötenspiel war typisch für ihn. Er glich der Gestalt des Papageno aus der Zauberflöte. Ich ging fest davon aus, daß Mozart Aibon gekannt hatte und durch den roten Ryan inspiriert worden war.

Die Gedenkstätte hatte sich am Ende eines kleinen Waldstückes befunden, das nun hinter mir lag. Mein Blick öffnete sich. Ich bekam etwas von der unermeßlichen Weite dieses Landes zu spüren, die erst weit im Norden von den sich schattenhaft abzeichnenden Bergen der Galty Mountains begrenzt wurden.

Ich stoppte, kaum daß ich den Waldrand hinter mir gelassen hatte.

So etwas wie eine Kreuzung war zu erkennen, denn von zwei Seiten strebten sehr schmale Feldwege auf den Weg zu, über den ich gefahren war.

Aus der Wärme des Fahrzeugs stieg ich hinaus in die Kühle, die mich wie feuchte Tücher umwehte. Es war leicht dunstig geworden, sehr weit konnte ich nicht sehen.

Ich schloß die Tür, schaute auf meine Uhr und wartete. Eine genaue Zeit hatte der rote Ryan nicht angeben können, so etwas verlangte ich auch nicht, er würde sich irgendwann melden, ich mußte nur Muße

genug haben und warten können.

Die Zeit verstrich. Niemand kam, weder Mensch noch Tier. Nur dunkle Vögel bewegten sich hoch über meinem Kopf und durchschnitten die graue Luft.

Plötzlich hörte ich etwas!

In der Stille klang auch ein leises Geräusch ziemlich laut. Ich blieb steif stehen, duckte mich, spürte auf meinem Rücken die Gänsehaut und atmete scharf durch die Nase ein.

Das war Musik…

Aber es war nicht der rote Ryan, der diese Musik produzierte. Er war bekannt für sein Flötenspiel, die Klänge, die ich vernahm, stammten von einer Harfe.

Wer spielte hier Harfe?

Ich glaubte einfach nicht daran, daß der rote Ryan sein Instrument gewechselt hatte, die Musik, die mich erreichte, mußte von einem anderen stammen.

Aus welcher Richtung drang sie?

Es fiel mir ziemlich schwer, mich auf eine zu konzentrieren, weil ich das Gefühl hatte, sie käme von allen Seiten. Dabei mußte ich mich zu einer entscheiden.

Vor mir sah ich das »leere« Land. Dort wuchs kein Wald. Wellige Felder, Weiden und Grasflächen breiteten sich wie ein braungrüner Teppich vor mir aus.

Jemand, der ein Instrument spielte, war nicht zu sehen. Es blieb nur eine Möglichkeit.

Hinter mir!

Dort lag der Wald, nicht verwunschen, sondern völlig normal. Ich hatte ihn auf dem normalen Weg durchfahren und wußte natürlich nicht, was sich rechts und links davon tat.

Ich ging wieder zurück. Das Denkmal schimmerte an der linken Seite. Es bestand aus dunklem Stein, über den jetzt ein geheimnisvolles grünes Leuchten floß.

Sofort blieb ich stehen.

Die Farbe grün stand für Aibon. Selbst wenn mein Kreuz mit der Magie dieses Landes in Berührung kam, entstand dieser geheimnisvolle grüne Flimmer, der sich wie ein Schleier ausbreitete und davon berichtete, daß es Aibon gab.

Aber wo spielte die Harfe?

Da ich mit dem Gesicht zum Wald stand, hörte ich die Klänge deutlicher. Sie wehten mir wunderbar sanft entgegen, nichts deutete auf eine Gefahr hin, denn das Spiel der Harfe konnte die Nerven eines Menschen schon beruhigen.

Dennoch blieb ich vorsichtig und mißtrauisch, holte zunächst mein Kreuz hervor und schaute es mir genau an.

Nein, da hatte sich nichts verändert. Aibons Magie floß noch nicht über meinen Talisman hinweg.

Vor der Figur des Heiligen St. Patrick blieb ich stehen. Das Licht war nur schwach, das über den Stein huschte. Die Figur spielte keine Harfe, aber die Melodie erklang hinter ihr auf, wo sich Buschwerk und Unterholz zusammendrängten, als wollten beide verhindern, daß dort jemand seinen Weg suchte.

Ich kümmerte mich nicht darum und umging die Figur an der linken Seite.

In der Tat wuchsen Büsche und Unterholz fast so hoch, daß sie mir die Sicht nahmen.

Aber sie besaßen kein Laub, es gab Lücken, kleine Inseln, die eine Sicht zuließen.

Ich duckte mich etwas, schaute hinein und glaubte erst an eine Täuschung, aber die silbernen Fäden waren tatsächlich vorhanden.

Sie spannten sich zusätzlich quer durch das Buschwerk, vibrierten dabei, ohne von mir sichtbar berührt zu werden und gaben diesen wunderschönen, weichen Harfenklang ab. Es war für mich der Beweis, daß es der aibonschen Magie wieder einmal gelungen war, in unsere Welt einzudringen und mich zu locken. Möglicherweise hatte sie der rote Ryan bestellt.

Neben dem kleinen Denkmal hatte ich mich hingestellt. Noch zögerte ich, so verlockend die Musik auch klang, sie konnte auch einen anderen Zweck erfüllen.

Die Saiten vibrierten weiter, ohne daß ich Finger oder Hände sah, die sie berührt hätten. Allein der sanfte Wind schien die Verantwortung dafür zu tragen.

Entscheiden mußte ich mich. Ewig konnte ich hier nicht warten, schaute noch einmal zurück und entdeckte keinen, der hinter mir stand und mich belauerte.

Dann tat ich es.

Schon beim ersten Versuch stellte ich fest, wie hart und gleichzeitig elastisch die Zweige waren, die sich zu einem dichten Geflecht versponnen hatten.

Mit einigem Kraftaufwand gelang es mir, einen Durchbruch zu schaffen. Unter dem Gewicht meiner tretenden Füße zerknackten kleine Zweige und Äste. Laub lag auf dem Boden. Durch die Feuchtigkeit war es zu einer nassen Pampe zusammengewachsen. Ich zog den Kopf ein, sah vor mir die erste Harfensaite schimmern, faßte sie aber nicht an, sondern bahnte mir meinen Weg um sie herum.

Nur eine Handbreite entfernt wehte ihr Klang an meinem linken Ohr vorbei. Ich duckte mich noch tiefer, unterlief einige Zweige und sah wieder die Saiten vor mir.

Sie zitterten wie dicke Spinnfäden, nur daß diese keine Musik

abgaben. Allmählich steckte ich in diesem sperrigen Dickicht. Es war fast ebenso schwer, zurückzulaufen, wie voranzukommen.

Der rote Ryan hatte sich nicht blicken lassen.

Ich drehte mich auf der Stelle, als es mich erwischte. Etwas ratschte über den Kragen meiner dicken Lederjacke, sprang dann darüber hinweg und traf meinen Hals.

Ein böser, beißender Schmerz durchzuckte meinen Nacken. Daß eine Wunde entstanden war, wußte ich, da brauchte ich nicht erst nach dem Blut zu tasten.

Ich drehte den Kopf – und zog ihn sofort wieder ein. Zum Glück, denn die harte Harfensaite rasierte durch mein Haar und schnitt diesmal nicht in die Haut.

Sofort drückte ich mich in die Hocke.

Auch gut, denn über mir vibrierten die Saiten. Woher sie gekommen waren, konnte ich nicht sehen, jedenfalls waren sie da, ihre Musik hatte einen völlig anderen Klang bekommen. Er war viel härter und auch böser geworden.

Ich saß in der Klemme!

Weder nach vorn noch nach hinten kam ich weg. Überall versperrten mir die Saiten den Weg, und noch immer hatte ich keinen gesehen, der sie anschlug.

Doch sie vibrierten und zitterten weiter, füllten meine Umgebung mit ihren Klängen aus, waren dann wie Sägen, als sie Zweige und starre, kleine Äste zerschnitten und sich mir immer mehr näherten.

Mir mußte in den nächsten Minuten etwas einfallen, sonst war ich geliefert.

Was ein Schnitt bedeutete, spürte ich in meinem Nacken, wo aus einer Wunde Blut auf den Rücken lief.

Von allein waren die Harfensaiten nicht in Bewegung geraten.

Nun sah ich die beiden Gestalten, die sich dafür verantwortlich zeigten.

Man konnte sie beinahe mit den Spinnen im Netz vergleichen, nur daß sie mit diesen Tieren überhaupt keine Gemeinsamkeiten besaßen, denn es waren kleine, grüne Skelette, die so hockten, daß ich sie mit einem Blick erfassen konnte.

Sie hatten sich in das Unterholz eingeklemmt, sie zerrten und zupften an den Saiten, gaben ihnen den nötigen Schwung und produzierten dabei immer neue, mit einer grünlichen Aura versehene Fäden, die allmählich zu einer für mich tödlichen Bedrohung wurden, denn das gefährliche Geflecht verdichtete sich nicht nur, es wanderte sogar tiefer, wobei es nicht lange dauern würde, bis es mich erreicht hatte.

Was tun?

Die beiden grünen Skelette, die sich bewegten wie Gummipuppen, hatten ihren Spaß. Sie sahen irgendwie komisch aus, aber mir war

verdammt nicht nach Komik zumute.
Zerbrechen konnte ich die Saiten nicht. Würde das Kreuz sie schaffen? Eine senkte sich in einem schrägen Winkel auf mich zu. Ich nahm nicht das Kreuz, mir war der Dolch eingefallen, den ich mit einer glatten Bewegung aus der Scheide zog.
Gegen die schräglaufende Saite stieß ich die Klinge, gab noch einmal Druck und hoffte, keinem Irrtum erlegen zu sein.
Die Saite riß!
Ich war selbst überrascht, als ich das Geräusch hörte, zog den Kopf ein, denn ein Ende peitschte dicht an meiner Stirn vorbei und erlebte in den folgenden Sekunden eine Kettenreaktion.
Die Harfensaite, von einer schwarzen gefährlichen Magie erfaßt, begann zu dampfen.
Sie zerzischte, sie strahlte auf, sie wurde zu einem grünen Dampf, der weitersauste und auch die anderen Saiten erfaßte, diese ebenfalls zerstörte und auf die beiden Skelette zuraste, die dem Land Aibon entwichen waren.
Die magische Kraft meines Dolches erwischte auch sie. In Aibon hätte sie es möglicherweise nicht geschafft, in meiner Welt behielt ich die Oberhand.
Vor meinen Augen vergingen die kleinen Monstren. Sie zerpulverten zu Staub und waren letztendlich nur mehr grünlich schimmernde Wolken, die zwischen dem Unterholz festhingen.
In meiner unmittelbaren Umgebung zischte und glühte es so lange nach, bis auch die letzte Saite verschwunden war und ich mich wieder frei bewegen konnte.
Auf der Stelle drehte ich mich herum und kroch auf allen vieren den Weg zurück.
Neben dem Denkmal richtete ich mich auf, trotz der Kühle schweißnaß, wobei in meinem Nacken noch immer Blut aus der verdammten Wunde floß. Ich holte mein Taschentuch hervor und preßte es gegen den Schnitt.
Im Auto befand sich der Erste-Hilfe-Kasten. Er war zum Glück gefüllt. Ich klappte ihn auf, suchte nach den passenden Pflastern und verarztete mich.
Es klappte einigermaßen, auch wenn das verdammte Brennen noch blieb. Die Saiten hätten es doch fast geschafft und mich zerschnitten wie ein Stück Wurst.
Ein Spaß war das nicht.
Musik hatte mich empfangen, Musik begleitete mich auch weiter.
Diesmal waren es die echten, die richtigen Klänge, die mir entgegenwehten. Flötenspiel, wie es nur der rote Ryan produzieren konnte.
Ich kletterte aus dem Wagen und schaute auf den Wald zurück.

Er stand wie hingezaubert vor dem Denkmal und wurde von den Schatten des Waldes umgeben. Dennoch konnte ich ihn gut erkennen. Er sah eigentlich aus wie immer. Seine Kleidung bestand aus naturfarbenen, zusammengenähten Fetzen, die mich an Felle oder Tücher erinnerten. Wahrscheinlich waren es beide.

Der rote Ryan mit seinem feuerfarbenen Kopf, der etwas blassen Haut und den zahlreichen Sommersprossen, hatte mich aussteigen sehen und erwartete mich.

Vor ihm blieb ich stehen. »Vielen Dank«, sagte ich.

»Wofür?«

»Für die Begrüßung.«

Da senkte er den Blick. »Es tut mir leid, John, aber sie war eigentlich für mich bestimmt.«

»Ach ja?«

Der rote Ryan ließ seine Flöte in irgendeiner für mich nicht sichtbaren Tasche seines Kleidungsstücks verschwinden und senkte dabei den Kopf. »Ich glaube, wir beide haben uns einiges zu erzählen, John.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Dann komm.«

***

Auf einem gefällten Baumstamm hatten wir uns niedergelassen.

Von dieser Stelle aus konnten wir den Weg beobachten, der am Denkmal vorbeiführte und den Wald durchschnitt.

Bisher hatte der rote Ryan noch nichts gesagt, ich erinnerte ihn wieder daran.

»Es ist traurig«, murmelte er, »aber manche richten sich nicht nach den Gesetzen des Landes Aibon.«

»Was meinst du damit?«

»Sie verlassen es.«

Ich deutete auf das Unterholz. »Wie die beiden Skelette mit den Harfensaiten – oder?«

»So ist es.«

»Weshalb haben sie das getan? Was wollten sie mit dem Verlassen ihrer Welt bezwecken?«

»Mich daran hindern, mit dir Kontakt aufzunehmen.« Er gab die Antwort, als wäre dies die natürlichste Sache der Welt.

»Soll ich dir das glauben?« Ich kniff ein Auge zu.

»Das mußt du.«

»Okay, aber ich brauche eine Erklärung.«

Er hob die Schultern. »Die kann ich dir geben. Etwas, das zehn Jahre zurückliegt, wird in dieser Welt auftauchen. So lange hat es gebraucht, aber nun hat es der Mondschein-Mörder geschafft.«

Wieder kam ich mit dem neuen Begriff nicht klar. »Mondschein-Mörder?« echote ich, »wer ist das?«

»Wir in Aibon nannten ihn so. Er ist ein Geist, ein Phantom gewesen, hör genau zu.«

»Ja, gewesen. Das heißt, daß er jetzt nicht mehr vorhanden ist. Oder irre ich mich da?«

»Sogar gewaltig. Es brauchte zehn Jahre, um alles in die Reihe bringen zu können. Er ist frei.«

»Und in unserer Welt, also nicht mehr in Aibon?«

»Richtig, John.«

»Soll ich ihn fangen?«

»So habe ich mir das vorgestellt.«

Ich schaute auf die Spitzen meiner Schuhe, die dicht zusammenstanden. Mein Kinn hielt ich dabei gegen die Handflächen gestützt.

»Das ist natürlich nicht einfach, sonst hättest du dich längst daran gemacht, wie ich dich kenne.«

»Ich kann es aus verschiedenen Gründen nicht.«

»Nenn sie mir.«

Der rote Ryan schüttelte den Kopf. »Du mußt mir vertrauen, John. Man hat bereits gewußt, daß ich im Begriff bin, etwas zu unternehmen. Die Skelette erschienen nicht grundlos, um dich mit den gefährlichen Harfensaiten zu töten. Erst haben sie dich abgelenkt, dann schlugen sie zu. Sie sind grausam.«

»Es weiß also jemand, daß wir uns der Gefahr entgegenstellen wollen. Sehe ich das korrekt?«

»Natürlich. Ich ahnte, daß eine Falle aufgebaut werden sollte, wußte aber nicht, welche es war.« Er hob die Schultern. »Du hast sie mit Bravour gemeistert.«

Ich dachte an die Wunde im Nacken. »Na, bravourös war das nicht, aber davon abgesehen, ich soll also den Mondschein-Mörder stellen.«

»Bitte.«

»Wo? Hier?«

»Nein, er hat sich einen anderen Ort ausgesucht. Wenn mich nicht alles täuscht, wird er in London erscheinen, oder er ist bereits dort aufgetaucht, denn es gibt die ersten Spuren. Was vor zehn Jahren geplant wurde, wird nun erfüllt.«

»Moment mal, welche Spuren? Das Wort Mörder hat etwas mit Tod zu tun. Hat es bereits Tote gegeben? Hat dieser Mondschein-Killer zugeschlagen und die…«

»Ich kann es dir nicht sagen. Er hat unsere Welt verlassen.«

Ich faßte ihn an der Schulter und drehte ihn zu mir herum. »Mal raus mit der Sprache, Ryan, was verschweigst du mir?«

»Nichts, was für dich wichtig wäre. Ich möchte dich nur bitten, ihn

zu fangen. Später, wenn du es geschafft hast, werde ich dir noch etwas dazu sagen müssen.«

Mein Grinsen fiel schief aus. »Manchmal bin ich ja ein Volltrottel oder verrückt. Okay, ich glaube dir.«

Der Mann aus Aibon nickte. »Das mußt du auch, John. Es ist sehr wichtig.«

So ernst hatte ich den roten Ryan selten erlebt. Ich schnickte mit den Fingern. »Okay, bleiben wir beim Mondschein-Mörder. Kann ich davon ausgehen, daß er, wie sein Name schon sagt, nur bei Mondschein erscheint und seine blutige Spur hinterläßt.«

»Ja.«

»Bald ist wieder Vollmond.« Ich zeigte zum Himmel.

»Da möchte ich dann wieder in London sein.«

»Das kannst du auch, John. In Aibon weiß man jetzt, daß der Plan schiefgelaufen ist. Du bist am Ball.«

Ich blickte ins Leere und nickte nachdenklich. »Ja, ich habe den Schwarzen Peter, mal wieder.«

»Ist das nicht dein Job?«

»Hör auf, aber eine Frage habe ich noch. Hättest du die Harfensaiten lebend überstanden?«

Es dauerte etwas, bis er eine Antwort gab. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich glaube nicht, daß ich es überstanden hätte. Ich bin mir sogar sicher, daß sie mich zumindest gefangengenommen und in Guywanos Welt geschleppt hätten.«

»Nun ja, dann hat sich meine weite Fahrt wenigstens gelohnt.« Ich stand auf und deutete auf die Rückseite des Halses. »Da haben die Saiten ein Andenken hinterlassen. Dafür werde ich mich noch auf meine Art und Weise bedanken.«

»Ich werde dich bestimmt nicht daran hindern, John.«

»Das glaube ich.« Zum Abschied reichte ich dem roten Ryan die Hand. »Morgen bin ich wieder in London, mein Freund.«

Er ließ meine Hand nicht los. Sein Gesicht hatte dabei einen ernsten Ausdruck angenommen. »Und vergiß bitte nicht, daß der Mondschein-Mörder in London bekannt sein muß. Jemand hat bestimmt von ihm gehört. Er fällt auf.«

»Zu irgendwelchen Untaten ist es bisher noch nicht gekommen.«

»Hoffentlich bleibt das so.«

»Mal sehen.«

Der Freund aus Aibon brachte mich bis zum Wagen. Ich lehnte mich auf den Rand der offenstehenden Wagentür und lächelte ihn an. »Grüße Aibon von mir, deine Welt, und auch Miriam di Carlo.«

»Das werde ich machen.«

Ich stieg ein und ließ den Motor kommen. Es tat mir etwas leid, den roten Ryan verlassen zu müssen. Aber er hatte recht. Er war keine

Person für diese Welt. Seine Heimat lag, wie man so schön sagt, hinter dem Regenbogen.

Dennoch wurde ich den Eindruck nicht los, daß er mir etwas sehr Wichtiges verschwiegen hatte…

***

Sie lebte nicht in einem Wohnwagen, sie schaute auch nicht in geheimnisvolle Glaskugeln oder las aus dem Kaffeesatz. Sie war auch nicht gekleidet wie eine festlich geschmückte Zigeunerin und trug ebenfalls keine lange Kutte, nein, sie war eine ganz normale Frau, arbeitete in einem völlig normalen Büro, in dem ein Computer mit zwei Monitoren stand, und übte einen ungewöhnlichen Beruf aus.

Madame Imelda war Astrologin!

Sie als Hellseherin zu bezeichnen, wäre einer Beleidigung gleichgekommen, denn sie gehörte zu den Personen, die sich von Wahrsagerei und Hellsehen kräftig distanzierten, wenn es sein mußte, auch mit scharfen Worten.

Sie gehörte zu den Personen, die es geschafft hatten. Ihr Ruf in der Londoner Geschäftswelt gehörte zu den besseren, denn zahlreiche Kunden frequentierten sie, bevor sie irgendeinen Vertrag unterschrieben oder sich auf ein neues Unternehmen einließen.

Madame Imelda nahm saftige Honorare und konnte es sich leisten, in der Londoner City zu residieren, nicht weit vom Piccadilly entfernt: Im ersten Stock eines alten, ehrwürdigen Hauses besaß sie ihr Büro, das aus zwei großen und hohen Räumen bestand.

Das neue Jahr hatte für Madame Imelda nicht gut begonnen.

Schon in der Silvesternacht war sie von unheimlichen Gefühlen übermannt worden. Keine direkten Träume, sondern mehr Ahnungen und Gefühle.

Direkt nach Neujahr hatte sie für die folgende Woche sämtliche Termine abgesagt und sich ausschließlich mit sich selbst beschäftigt.

Das heißt, auch mit ihrem Computer, denn dieses Instrument bezeichnete sie als einen Teil von sich.

Die Karten las sie, aber sie nahm den Computer zu Hilfe und berechnete bestimmte Wahrscheinlichkeiten.

Sie gab vor allen Dingen ihre persönlichen Daten ein, pumpte den Apparat mit astronomischen Berechnungen voll und sorgte dann für eine gewisse Mischung, denn zu diesen realistischen Informationen speiste sie die Karten ein.

Madame Imelda – sie hieß tatsächlich Imelda, nur mit Hausnamen Miller – verließ sich auf die Wirkung des Tarot.

Stundenlang arbeitete und verglich sie, weil sie das Resultat einfach nicht glauben wollte.

Doch es blieb dabei.

Auf dem Bildschirm zeigte sich stets nur eine Karte.
Es war der Tod!
Madame Imeldas Nervosität nahm zu. Vergeblich versuchte sie, die Karte auszulöschen, aber die kehrte immer wieder zurück, so daß die Frau darunter litt.
Manchmal lief sie unruhig durch ihre beiden Büros, und sie spürte mit dem sicheren Gefühl einer Frau, die sehr sensibel war, daß etwas innerhalb der beiden Räume verborgen lag, das nicht hergehörte und ihr Furcht einflößte.
Was konnte es sein?
Madame Imelda hatte im letzten Jahr ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Sie bezeichnete sich selbst als eine Frau aus dem Leben, die nichts so leicht erschüttern konnte. Sie hatte viel gesehen und auch vorhersagen können. Als es um sie persönlich ging, war sie doch etwas ratlos.
Ihre Sekretärin war in Urlaub gegangen. Erst in der folgenden Woche würde sie wieder an ihrem Arbeitsplatz sein. Dennoch verstärkte sich bei Madame Imelda das Bewußtsein, daß im Arbeitsraum der Sekretärin etwas lag, das bei ihr für ein schlechtes Gefühl sorgte.
Zwischen diesen Wänden waren die »bad feelings« einfach stärker als in ihrem Office.
Weshalb?
Sie war der jungen Frau eigentlich nie mit Mißtrauen begegnet.
Beide verstanden sich gut. Die Kleine war vertrauenswürdig, sie gab keine Kundennamen preis, obwohl immer wieder Reporter zu ihr kamen und sie auszuquetschen versuchten.
Weshalb befand sich in dem Büro die Quelle?
Madame Imelda beschloß, alles genau zu durchsuchen. Sie mußte jede Schublade öffnen, sie würde sogar unter den Teppich schauen, falls dies möglich war.
Der Schreibtisch war nicht verschlossen. Welche Geheimnisse sollte ihre Sekretärin auch vor ihr haben.
Rechts und links des Sitzplatzes gruppierten sich die Schubladen untereinander.
Der Reihe nach zog Madame Imelda sie auf, ohne allerdings etwas Konkretes zu finden.
Bis sie die auf dem Schreibtisch liegende Mappe aufschlug. Nicht Postunterlagen verbargen sich zwischen den beiden Deckeln, sondern etwas ganz anderes, ein Buch.
Nur ein Taschenbuch, dessen blaßgelb gedruckter Titel auf schwarzem Untergrund sofort auffiel.
DER MONDSCHEIN-MÖRDER Madame Imelda buchstabierte den Titel und spürte auf ihrem Rücken eine Gänsehaut. Das war bei ihr wie eine Warnung. Sie wollte nach dem Buch greifen, aber ihre Hand

zuckte zurück, als wäre der Umschlag heiß geworden.

Das war die Quelle!

Dieses kleine Taschenbuch mußte sie einfach sein. Sie spürte es mit dem sicheren Instinkt einer sensiblen und auch sensitiven Person. Es gab keine andere Möglichkeit. Daß dieses Buch in der Mappe gelegen hatte, war der Grund für ihre Unruhe gewesen.

Vorsichtig nahm sie es in die Höhe. Durch ihren Körper lief ein schwacher, elektrischer Strom. Sie fürchtete sich instinktiv davor, wollte aber nicht kneifen und nahm es dann mit einer heftigen Bewegung an sich. Einen Moment zögerte sie noch, dann schlug sie das Buch auf und begann einige Sätze zu lesen.

Die Frau schauderte zusammen. Es war ein Blutbuch, eine gefährliche Schrift. Sie merkte genau, daß mehr als Worte überkamen und klappte es schnell wieder zusammen.

Bleich geworden, setzte sie sich in ihrem Büro wieder hinter den Schreibtisch und dachte nach. Dieser Titel war ihr nicht unbekannt gewesen. Sie hatte ihn schon einige Male gehört oder von ihm gelesen. Nach einer Weile des Nachdenkens kam sie endlich auf die Lösung.

Ja, jetzt wußte sie es. Jüngst war genau dieser Titel in den Bestsellerlisten bis zur Spitze vorgestoßen. Er hatte sich wahnsinnig gut verkauft Der Mondschein-Mörder war zu einem Renner geworden.

Er wurde von allen Bevölkerungsschichten gelesen, aber er mußte mehr als ein Buch sein.

Madame Imelda hatte es gespürt. Nicht grundlos war die Warnung über sie gekommen. Irgend etwas war mit dem Buch, das, wenn sie es aufschlug, so normal wie jedes andere aussah.

Madame Imelda gehörte nicht zu den feigen Personen. Sie beschloß, sich näher mit dem Titel zu beschäftigen und ihn mit nach Hause zu nehmen. Sie wollte ihn am Abend lesen.

Es war Zeit für sie, Feierabend zu machen. Ein Kunde kam nicht mehr. Die Frau schlüpfte in den künstlichen Pelz und steckte das Buch in ihre Handtasche.

Mit der U-Bahn fuhr sie hinaus nach Belgravia, wo sie in einer Dachwohnung lebte.

Auch mit fünfzig war sie noch attraktiv genug, um Männerblicke auf sich zu ziehen. Ein wenig erinnerte sie an Elizabeth Taylor, diese dunkelhaarige Schönheit mit dem feinen Gesicht. Auch die Haare der Madame Imelda waren dunkel gefärbt. Sie nahm nur wenig Rouge und wenig Schminke. Damit aber erreichte sie optimale Erfolge.

An der üblichen Station stieg sie aus, kaufte noch eine Zeitung, wechselte mit dem Verkäufer einige Worte und fragte beim Weggehen wie nebenbei: »Kennen Sie eigentlich das Buch der Mondschein-Mörder?«

Die Augen in dem zerfurchten Gesicht des Mannes fingen an zu

leuchten. »Klar, ist doch ein Bestseller.«

»Das hörte ich.«

Er winkte ihr zu, und Madame Imelda kam näher. »Hören Sie mal, haben Sie auch das Ende gelesen?«

»Nein.«

»Sollten Sie aber, denn dort steht, daß der Mörder kein Papiertiger ist.«

»Was heißt das denn?«

Der Mann gab die Antwort schnell, bevor andere Kunden kamen.

»Er kehrt zurück, es gibt ihn wirklich. In dem Buch wird vor ihm gewarnt. Jeder Leser sollte die Warnung beherzigen.«

»Nun ja, ich…«

»Lesen Sie es, Sie werden sich wundern.«

»Danke für den Rat.«

In ihrer Wohnung, das war der spitze Aufbau auf dem Dach des Hauses, legte sie zunächst den Mantel ab, ließ Wasser in die Wanne laufen, um ihr abendliches Bad zu nehmen.

Sie liebte das Badezimmer, das so anders aussah. Es war sehr geräumig, darin hatten noch Möbel Platz, und es gab die großen, bis zum Boden reichenden Spiegel, die versetzt zueinander standen, so daß sich die Person im Bad immer sehen konnte.

Zum abendlichen Bad gehörte das abendliche Glas Champagner, auf das sie einfach nicht verzichten wollte. Mit in die Wanne würde sie auch das Buch nehmen.

Die ovalen Ausmaße der Wanne boten reichlich Platz für zwei Personen, und die Ränder waren breit genug, um all die Zusätze und Essenzen aufzunehmen, mit denen die Frau ihren Körper pflegte.

Es waren biologische Produkte. Auf den Flaschen standen keine Designernamen irgendwelcher Modeschöpfer. Sie hatte sich eine Mischung ausgesucht, die auch schäumte, denn einen großen Berg aus Schaum mußte sie einfach auf dem Wasser haben.

Sie ging auf die tiefer gelegte Wanne zu. Ihren Bademantel – außen Seide, innen Frottee – hatte sie lässig über den rechten Arm gehängt und ließ ihn erst fallen, als sie dicht vor der Wanne stand. Aus den nach oben gebogenen Kränen floß noch Wasser zu. Nicht weit entfernt stand der mit Eis gefüllte Kühler, aus dem der Hals einer Champagnerflasche hervorlugte. Sie besaß einen Spezialverschluß, der das wertvolle Getränk noch einige Tage unter Druck hielt, auch wenn die Flasche schon geöffnet worden war.

Neben dem Kühler lag das Buch. Außen rannen an dem Metall die Tropfen in langen Bahnen und rollten auch in nassen Streifen über die Fliesen. Einige von ihnen hatten das Buch benetzt.

Madame Imelda stieg in die Wanne. Jeden Abend genoß sie dieses Gefühl, wie eine Venus in die Fluten zu steigen und sich der

angenehmen Wärme des Wassers hinzugeben.

Auch jetzt rutschte sie tiefer, hielt die Augen halb geschlossen und genoß selbst den Duft, der vom Schaumberg in die Höhe stieg und ihre Nase kitzelte.

Nur ihr Kopf schaute aus dem Schaum hervor. Zwei Minuten gönnte sie sich die Ruhe, dann griff sie zum Handtuch, trocknete ihre Hände ab und goß Champagner in das Glas.

Sie schaute den Perlen zu, wie sie in die Höhe stiegen und an der Oberfläche zerplatzten.

Für sie war der erste Schluck immer der beste, und den genehmigte sie sich jetzt. Prickelnd rannen die edlen Tropfen durch ihre Kehle. Über ihre Lippen glitt ein Lächeln, denn sie hatte die Hektik der letzten Stunden in diesen Augenblicken völlig vergessen.

Bis zur Hälfte leerte sie das Glas, schloß die Augen und stellte es zur Seite. Dabei berührte ihre Hand das Buch, und wieder einmal zuckte die Frau zusammen.

Dieses verdammte Buch! Es stieß sie ab und zog sie gleichzeitig wie magisch an.

Ihre Hände waren schweißfeucht. Plötzlich war dieses Gefühl wieder zurückgekehrt. Sie hatte das Gefühl, sich die Fingerkuppen verbrannt zu haben.

Von dem Buch ging Unheil aus.

Leider hatte sich Madame Imelda nicht zuvor darüber informieren können, wie hoch die verkaufte Auflage des Buches gewesen war.

Wenn jedoch ihre Befürchtungen sich bewahrheiteten, dann mußten möglicherweise auch die zahlreichen Käufer in den Bann geraten sein.

Oder hatte nur sie etwas gespürt?

Daß ihr Herz rascher klopfte als gewöhnlich, lag nicht allein am Wasser, sondern auch an dem Wissen, daß sie bald das Buch lesen würde. Sie mußte es ja nicht, noch war es einzig und allein eine freiwillige Sache, aber sie wollte nicht mehr kneifen. Einmal hatte sie sich dazu entschlossen, sie würde keinen Rückzieher machen.

Sehr vorsichtig, als wäre es ein kostbares Geschenk, nahm sie das Buch in die Hand. Die Schrift zitterte vor ihren Augen. Sie zwinkerte, holte tief Luft und leerte das Glas dann mit einem Zug.

Madame Imelda kippte nicht nach. Sie wollte warten und in ihrem Rhythmus bleiben.

Vom Rand der ovalen Badewanne kippte sie das Brett heran, auf das sie das Buch legen konnte. Die Stütze konnte bewegt und dabei auch in eine Schräglage gedrückt werden, damit es ihr leichter fiel, ein Buch zu lesen.

Schon beim ersten Satz zuckte sie zusammen, denn die Worte gingen unter die Haut.

Der Killer wird jeden erwischen!

Madame Imelda wiederholte die Worte einige Male, dachte über sie nach und auch über das Gefühl und die Ängste, die sie überfallen hatten.

Dabei spürte sie den kalten Hauch auf ihrem Rücken, als würden eisige Fingerspitzen die Wirbel berühren.

Es waren nur geschriebene Worte, mehr nicht. Dennoch fürchtete sich die Frau davor. Auf ihrem Rücken wollte die Kälte nicht mehr verschwinden, sie drehte deshalb das heiße Wasser an und füllte nach.

»Ob er damit recht hat?« flüsterte sie. »Wird er jeden erwischen, auch mich?«

Schaum wallte durch den neuen Wasserdruck in die Höhe und baute vor ihrem Kinn einen kleinen Berg. Sie lauschte dem Knistern der zerplatzenden Bläschen nach, drehte das Wasser wieder ab, strich die Haube über den Haaren glatt und las weiter.

Der erste Satz schon hatte sie in ihren Bann gezogen. Dieser hörte nicht auf. Wort für Wort verschlang sie. Sie schaute auf die gedruckten Zeilen, sie erlebte beim Lesen die Szenen mit. Das war ihr noch niemals zuvor in einer derartigen Intensität widerfahren. Madame Imelda empfand es als schlimm und gleichzeitig als faszinierend. Sie bekam kaum mit, wie sie die Seiten umblätterte, ihre Gedanken beschäftigten sich voll und ganz mit dem Text.

Der Mondschein-Mörder stieß sie ab, doch sie bewunderte ihn auch – ebenso wie den Schriftsteller, der dieses Buch geschrieben hatte.

Er versteckte sich hinter einem Pseudonym, das nur aus zwei Buchstaben bestand.

E und F!

Möglicherweise waren es auch zwei Personen, die an dem Buch geschrieben hatten. Jedenfalls kannten sie sich aus, denn sie schrieben auch über die Heimat des Mondschein-Mörders, einem Land, das nicht namentlich erwähnt, dafür aber sehr genau beschrieben wurde und der Astrologin einfach märchenhaft vorkam. Sie wurde erinnert an die Geschichten aus ihrer Jugend, als sie von geheimnisvollen Reichen und Ländern gelesen hatte, die hinter dem Regenbogen lagen.

Dieses Land allerdings war nicht nur freundlich oder schön beschrieben worden, es gab auch eine Kehrseite, aus der der Mondschein-Mörder hervorgegangen war.

Seine Gestalt geisterte wie eine furchtbare Drohung durch die Zeilen.

Es kam zum ersten Mord!

Madame Imelda zeigte sich fasziniert von der Beschreibung. Normalerweise wurde sie von Brutalitäten abgestoßen, in diesem Fall jedoch las sie weiter, sie fieberte mit, und sie fragte sich, als sie den Schluß des ersten Kapitels erreicht hatte, ob sie den Mörder nun bewundern sollte oder nicht.

Irgendwo war er bewundernswert. Jedenfalls hatte der Autor es

geschafft, ihn so nahe zu bringen.

Der Mondschein-Mörder hatte gewonnen, das erste Kapitel schloß mit dem Mord ab.

Madame Imelda legte das Buch zur Seite. Sie atmete tief aus. Die Geschichte hatte sie mitgenommen und war nicht so einfach zu überwinden. Sie mußte sich eine Pause gönnen, bevor sie weiterlesen konnte. Über die Größe ihres Badezimmers hatte sie sich stets gefreut, auch über die Helligkeit, denn Spiegel und an bestimmten Stellen angebrachte Lampen sorgten für das Besondere dabei.

In diesem Augenblick jedoch kam ihr das eigene Bad anders vor.

Es hatte zwar seine Ausmaße behalten, schien ihr persönlich allerdings zu einem Raum geworden zu sein, der sich um die Hälfte verkleinert hatte. Die Spiegel waren nicht mehr so blank, auch nicht durch Wasserdampf beschlagen, nein, sie hatte das Gefühl, als wären die Flächen dunkler geworden, bedeckt von irgendwelche Schatten, die sich wie ein Hauch über sie gelegt hatten.

Plötzlich fröstelte sie…

Einen Grund dafür gab es nicht. Der Raum war geheizt, das Wasser besaß ebenfalls eine angenehme Temperatur. Noch lag der Schaum dicht und fest auf der Fläche, aber das alles konnte sie nicht von dem Gefühl der allmählich anschleichenden Furcht befreien.

Etwas stimmte nicht.

Sie drehte den Kopf nach links, um dort hinzuschauen, wo die meisten Spiegel an den Wänden angebracht waren.

Da sah sie die Schatten!

Diesmal sehr deutlich. Sie huschten über die hellen Flächen, als hätten unsichtbare Hände mit einem Staubtuch über sie hinweggeputzt. Sie zuckten und huschten weiter, blieben auf die Spiegel konzentriert und glitten nicht über den Boden.

Was war das?

Über Schatten hatte Imelda gelesen. Auch in dem Land, aus dem der Mondschein-Mörder stammte, waren sie vorhanden gewesen und hatten sich dort ausgebreitet. Sie waren aus Bodenspalten gekrochen und hatten ihren Weg über Bäume und Pflanzen gefunden.

Schatten waren eigentlich überall gewesen, denn das bleiche Mondlicht hatte nicht nur sein fahles Licht verbreitet.

Da flackerte das Licht!

Die versteckten Lichtleisten dunkelten ab, wurden wieder hell, nahmen abermals einen dunklen Ton an, strahlten auch für einen Moment graues Licht in das Bad.

Grau wie der Umriß des Mondschein-Mörders, von dem Imelda Miller gelesen hatte.

War er da? Konnte eine Gestalt, die es nur als Phantasie-Geburt eines Autors gab, real erscheinen?

Diese Frage beschäftigte sie intensiv. Normalerweise hätte sie mit einem klaren Nein geantwortet, aber in ihrem Fall wußte Imelda nicht, wo sich Realität und Phantasie trafen.

Beide waren vorhanden, kesselten sie ein, denn sie befand sich im Zentrum.

Es wäre vernünftig gewesen, aus der Wanne zu steigen und das Bad zu verlassen. Selbst das schaffte Imelda Miller nicht. Jemand hielt sie in seinem Bann. So blieb sie im lauwarmen Wasser sitzen, wartete auf das Flakkern des Lichts, schaute gegen die drei größten Spiegel und erkannte in jedem von ihnen den Schatten.

Ein langgezogenes graues Etwas, das hektisch tanzte, innerhalb der Fläche blieb, aber plötzlich nach vorn stürmte. Das glaubte die Frau jedenfalls. Leider konnte sie es nicht genau erkennen, weil in diesem Moment das Licht erlosch.

Es blieb dunkel!

Sekunden vergingen. Madame Imelda hörte sich selbst laut atmen, sogar ihre Zähne klapperten aufeinander.

Da spürte sie den eisigen Hauch! Sofort wußte sie, was geschehen war. Der Schatten hatte sie erreicht!

Er war aus der Spiegelfläche gekrochen und huschte nun durch den normalen Raum.

Sie blieb still sitzen, die Augen weit geöffnet, wartete auf das erneute Flackern des Lichts.

Wieder verging Zeit, in der sie mit ihrer Furcht allein war. Dann flackerten die Lampen, der Raum erhellte sich, und das Licht blieb auch, es verlöschte nicht mehr.

Der Schatten war da!

Zum erstenmal konnte die Frau ihn aus unmittelbarer Nähe sehen und mußte zugeben, daß er ihr bekannt vorkam, obwohl er ihr eigentlich unbekannt war.

Sie kannte ihn aus dem Buch – es war der Mondschein-Mörder!

Dieses Wissen hätte ihr eigentlich Angst einjagen müssen, was ungewöhnlicherweise nicht geschah, denn sie spürte selbst eine gewisse Faszination, die von dem Schatten ausging. Gleichzeitig begann sie analytisch zu denken, denn sie sinnierte darüber nach, wie es möglich gewesen sein konnte, daß eine erfundene Figur plötzlich zur Realität wurde. Auch sie beschäftigte sich in ihrem Beruf mit gewissen übersinnlichen Phänomenen, so weit wie an diesem Abend war es allerdings nie gekommen. Heute hatten Geister Gestalt angenommen.

Der Schatten blieb im flackernden Licht, das länger an als aus war.

Sie konnte ihn als männliches Wesen identifizieren. Seine Gestalt war noch durchscheinend, aber er besaß ein Gesicht, das sich von der grauen Fläche kaum abhob. In ihr schimmerten die roten Augen wie

zwei gefährlich leuchtende Warnlampen, und er bewegte sich sehr schnell und hektisch, wobei in seiner rechten Hand plötzlich etwas aufblitzte. Lang, scharf und spiegelnd sah es aus.

Ein Messer?

Madame Imelda saß wie erstarrt in der Wanne. Die Frau konnte nur auf den Schatten schauen, der vor ihr auf- und niedertanzte.

Dann wischte das Blanke auf sie zu.

Es kann auch eine Scherbe sein! dachte sie noch, bevor sie den Schmerz in ihrem Gesicht spürte.

Es war ein böses Reißen. Auf der Stirn entstand eine Wunde. Blut rann aus der Wunde und über ihr rechtes Auge. Die Frau schaffte es, den Schmerz zu ignorieren, der Überlebenswille peitschte in ihr hoch. Sie mußte, wenn sie ihr Leben retten wollte, die Wanne verlassen.

In einer wilden Bewegung schaufelte sie mit beiden Händen dem Schatten Wasser entgegen und stemmte sich eine winzige Zeitspanne später in die Höhe.

Daß sie ein Risiko einging, war ihr bekannt, doch ihr blieb keine andere Wahl.

Der blitzende Gegenstand schlug abermals zu. Diesmal erwischte er ihren Körper.

Das Blut floß in das Wasser, färbte es, aber die Frau war nicht tot, nur verletzt und nicht so schwer, als daß sie die Wanne nicht hätte verlassen können.

Sie rollte sich förmlich über den Rand, kam auf die Knie, rutschte auf den nassen Fliesen aus, schlug hin und bekam mit, wie der Schatten raubvogelgleich von der Decke her abermals auf sie herabstieß.

Wieder blinkte seine Waffe auf, und wieder erwischte sie der beißende Schmerz.

Diesmal am rechten Bein.

Jetzt schrie sie auch. An den Wänden brach sich der Schrei und tobte als Echo durch den Raum.

Auf allen vieren kroch Imelda Miller weiter. Sie hatte die Tür nicht geschlossen, stierte dorthin und sah die Öffnung als schaukelndes Rechteck vor sich.

Wie sie es schaffte, den Schlafraum zu erreichen, konnte sie selbst nicht sagen, dort aber verließen sie ihre Kräfte. Bis zum Bett schleppte sie sich noch, dort brach sie dann zusammen und spürte unter ihrem Körper die Kühle der Kissen, wobei das Blut aus den Wunden sickerte und die beigefarbene Bettwäsche besudelte.

Imelda Miller blieb liegen und atmete wild. Wenn sie Luft holte, tanzte die Decke vor ihren Augen in einem wilden Reigen. Sie befand sich in der normalen Welt, aber sie fühlte sich in eine andere hineinversetzt, wo sie nur von Feinden umgeben war.

Nicht einmal weinen konnte sie. Der Druck und das Gefühl, soeben

am Tod vorbeigeglitten zu sein, nahm ihr jegliche Rührung. Sie lebte, das allein zählte.

Und der Mondschein-Mörder?

Natürlich dachte sie an ihn. Er war erschienen, um sie umzubringen, aber war er auch wieder verschwunden?

Sie stellte sich die Frage immer wieder und achtete nicht auf die schmerzenden Wunden.

Manchmal drehte sie den Kopf nach rechts, um zum Bad schauen zu können. Nur auf einem Auge sah sie normal, das linke war durch Blut verklebt.

Madame Imelda war klar, daß sie nicht die ganze Nacht auf dem Bett liegenbleiben konnte. Sie mußte irgendwann aufstehen und etwas für sich tun. Dazu gehörte auch das Verpflastern der Wunden, die glücklicherweise aufgehört hatten zu bluten.

Sie spielte zusätzlich mit dem Gedanken, einen Arzt anzurufen, wollte jedoch abwarten und sich die Verletzungen zunächst einmal anschauen.

Ins Bad war die Normalität zurückgekehrt. Dort flackerte kein Licht mehr, sie sah auch nicht den Schatten über Wände oder Spiegel huschen, einzig und allein die Wasserlachen schimmerten wie große, feuchte Augen auf den Fliesen.

Daß sich Imelda Miller zu den Energiebündeln zählte, gab sie gern zu. Es entsprach auch der Tatsache. Nicht jede hätte sich vom Bett aufraffen und sich hinstellen können. Sie aber brachte es fertig, mußte zwar das Gefühl des Schwindels unterdrücken, aber sie blieb auf den Beinen und ging die ersten behutsamen Schritte.

Ja, sie schaffte es.

Die Wunden brachen durch die Bewegungen jedoch wieder auf.

Es störte sie nicht, daß Blut über ihre helle Haut rann. An der offenen Badezimmertür blieb sie angelehnt stehen, schaute in den Raum, ohne allerdings den Mondschein-Mörder entdecken zu können. Spuren hatte nur sie hinterlassen. Das Blut auf dem Boden und das etwas gefärbte Wasser in der ovalen Badewanne.

Kein Spiegel war zerbrochen. Sie alle sahen völlig normal aus, nicht einmal Dunstflecken klebten auf den glatten Flächen. Als sie ihren nackten Körper betrachtete, überfiel sie doch der heiße Schreck. Sie sah furchtbar aus. Das Blut hatte die Frau gezeichnet.

Imelda kam sich vor wie ein Monstrum.

Noch einmal stieg sie nicht in die Wanne. Aus einem schmalen Schrank holte sie Pflaster und Verbandszeug, bevor sie mit heißem Wasser das Blut abwusch und abtupfte.

Einige Male zuckte sie zusammen, doch Imelda gehörte zu den starken Frauen, die auch etwas vertragen konnten.

Den Bademantel streifte sie schließlich über, als sie mit müden

Schritten zurück in den Schlafraum ging, wo das Telefon stand. Es war klar, daß sie etwas unternehmen mußte. Allein kam sie gegen den Schattenmörder nicht an.

Aber wen sollte sie um Hilfe bitten?

Das nächste Polizeirevier anrufen und dem Beamten berichten, was ihr widerfahren war?

Nein, der hätte sie für überdreht gehalten und zudem noch ausgelacht.

Da mußte es einfach andere Möglichkeiten geben.

So schnell gab Imelda Miller nicht auf. Ihr war bekannt, daß es etwas geben mußte, und sie überlegte sehr genau. Plötzlich kam ihr die Idee. Ein knappes Lächeln umzuckte ihren Mund. Sie kannte einen Mann namens Sir James Powell. Er würde bestimmt wissen, was sie zu tun hatte. Eine gewisse Idee war ihr schon gekommen.

Sie mußte Sir James nur davon überzeugen, daß er ihr half, sie zu unterstützen…

***

Wieder in London!

Als ich mein Büro zusammen mit Suko betrat, bekam ich gleich die zweite Bemerkung zu hören.

»Oh – hast du dich im Nacken geschnitten?« fragte Glenda Perkins und lächelte mich an.

»Warum?«

»Das Pflaster, John.«

»Nein, ich habe mich nicht geschnitten. Die kleinen Wunden stammen von den Fingernägeln einer scharfen Frau.«

»Blond oder schwarz?«

»Glatzköpfig.«

Glenda nickte. »Die sollen ja besonders eifrig sein, habe ich mir sagen lassen.«

»Und ob.«

Während meiner Abwesenheit war kaum etwas passiert, wie Suko mir sagte. Er jedenfalls hatte Kram aufarbeiten können und meinen direkt mitgemacht.

»Du bist ein wahrer Freund«, erklärte ich ihm.

»Und ob.«

Er wußte über mein Abenteuer Bescheid, Glenda noch nicht, aber an sie hatte ich eine Frage, als sie mit einer Tasse Kaffee und einer mit Tee unser Büro betrat.

»Was sagt dir der Begriff Mondschein-Mörder?«

Sie strich über ihren senffarbenen Cordrock und runzelte die Stirn.

»Sollte er mir etwas sagen?«

»Ich bitte darum.«

»Das ist ein Bestseller, ein Buch.«
Ich schaute Suko an. »Stimmt das?«
»Frag mich nicht.«
»Du kannst es mir glauben, John. Das Buch ist in den letzten Wochen zu einem Bestseller geworden, raketenartig. Das war in vielen Gazetten zu lesen.«
»Vielleicht lese ich zu wenig Zeitungen. Hast du es denn gelesen, Glenda?«
»Nein, nur davon gehört.«
»Auch einiges über den Inhalt?«
Sie hob die Schultern. »Ein wenig. In der U-Bahn sprechen die Fahrgäste hin und wieder über das Buch.« Während ich Kaffee trank, erzählte sie mir, was sie wußte.
»Der Mondschein-Mörder ist ein geheimnisvoller Schattenkiller, der aus einer anderen Welt kommt.«
»Hat diese Welt einen Namen?«
»Keine Ahnung.«
»Vielleicht Aibon?«
Glenda staunte mich an. »Verflixt, John, wie kommst du denn darauf?«
»Nur so.«
»Da ist doch etwas dahinter.«
»Kann sein. Ich war in Irland, traf dort auf den roten Ryan, der mir wiederum einiges über den Schattenkiller oder Mondschein-Mörder erzählte. Daß er aus Aibon in unsere Welt gekommen sei und…«
Glendas Lachen unterbrach mich. Es klang allerdings nicht freudig, eher kratzig. »Das ist nicht möglich. Der Mondschein-Mörder ist nur ein Buch, keine Realität.«
»Das will er wohl werden.«
»Du glaubst dem roten Ryan?«
Ich schaute sie über den Rand der Tasse hinweg an und nickte sehr bedächtig. »Ja, ich glaube ihm, Glenda.«
Sie hob die Schultern. »Gut«, erklärte sie, »wenn du ihm glaubst, solltest du, um ganz sicher zu sein, den Autor fragen.«
»Wer ist es denn?«
»Das weiß ich nicht.«
Suko, der bisher seinen Tee geschlürft hatte, meinte: »So etwas läßt sich herausfinden, kein Problem.«
»Das werde ich als nächstes in Angriff nehmen. Der rote Ryan zeigte sich sehr beunruhigt. Dieser Mondschein-Mörder bereitet ihm Sorgen. Er stammt aus Aibon!«
»Und weshalb hat er das Reich verlassen?« fragte Suko.
»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler.«
»Kann dir Ryan nicht helfen?«

Ich schaute Glenda an und lächelte. »Das weiß ich nicht genau. Möglicherweise kann er es, aber ich habe den Eindruck, als würde er sich nicht so recht trauen.«
»Der ist doch sonst nicht so«, meinte sie.
»Stimmt.« Ich leerte die Tasse. »Zudem werde ich den Eindruck nicht los, daß er mir etwas verschweigt. Er hat mich gewarnt, er hat mich auf die Spur gebracht, aber er selbst hält sich aus bestimmten Gründen heraus.«
»Welche Gründe sind das?«
Ich hob die Schultern. »Das mußt du ihn schon selbst fragen. Er hat mich praktisch gebeten, den Mondschein-Mörder zu jagen, wenn er erscheint. Bisher ist er nur als Buch erschienen, und einen Killer, der gedruckt vorkommt, den kann man nicht jagen.«
Suko grinste. »Wäre mal etwas ganz Neues.«
»Das sagst du. Willst du ihn aus den Seiten herausreißen?«
Glenda Perkins klatschte in die Hände. »Ich jedenfalls wäre dafür, daß wir uns das Buch besorgen und es zunächst einmal lesen. Soll ich sofort in eine Buchhandlung gehen?«
»Wäre nicht schlecht.«
»Bleib nur nicht zu lange!« rief ihr Suko noch nach. »Und achte auf den Mondschein-Killer.«
»Keine Sorge, der kommt nur, wenn der Mond scheint, und den sehe ich noch nicht.«
Suko legte die Beine auf den Schreibtisch. »Weitere Anhaltspunkte hast du nicht bekommen?«
»Nein.«
»Das ist mager.«
»Wenn der rote Ryan mich warnt, da muß etwas dahinterstecken. Ich will nur herausfinden, was es ist. Jedenfalls wissen wir leider nicht, wo sich der Mondschein-Mörder aufhält, wo wir ihn suchen müssen, um ihn zu stellen.«
»Warten, bis er sich zeigt.«
»Klar – und eine Leiche hinterläßt.«
»Vielleicht läßt sich das nicht vermeiden«, murmelte Suko, dem ebenfalls nicht wohl dabei war.
»Anders wäre es mir lieber und…« Meine nächsten Worte verschluckte ich, weil das Telefon läutete. Da Suko seine bequeme Haltung nicht aufgeben wollte, hob ich den Hörer ab.
Sir James wollte mich sehen.
»Sofort, Sir?«
»Ja. Sie können ruhig allein kommen.«
»Mach' ich.«
»Der Alte, nicht?«
Ich nickte Suko zu. »Er will mit mir reden und meinte, daß du auch

weiterhin die Beine ausstrecken kannst.«

»Oh, wie toll.«

Ich verließ das Büro und ging die paar Schritte über den Gang.

Daß Sir James Besuch hatte, wußte ich nicht.

Die dunkelhaarige und attraktive Frau schaute mich an. Ich begrüßte sie, wobei mein Blick abirrte und sich genau an dem Gegenstand festsaugte, der vor Sir James auf dem Schreibtisch lag.

Es war ein Buch mit einem dunklen Einband. Den Titel las ich erst beim Näherkommen.

Er bestand nur aus drei Worten, die mir allerdings ein leichtes Magenbrennen verursachten.

Der Mondschein-Mörder, las ich…

***

Glenda Perkins war froh, ihren Schal umgebunden zu haben, denn der Wind hatte in den letzten beiden Stunden aufgefrischt. Er war widerlich naßkalt, hinterließ auf der Haut ein Kribbeln und roch zudem nach Schnee.

In London herrschte wieder der übliche Betrieb. Die nächste Buchhandlung lag nicht allzu weit vom Yard Building entfernt. Glenda konnte sie bequem zu Fuß erreichen.

Sie gehörte nicht zu den großen Läden, besaß nur einen Raum, der zudem noch überheizt war. Glenda öffnete den Mantel und nahm auch den Schal ab.

Dann schaute sie sich um.

Das Buch entdeckte sie nicht. Auf einem Tisch lagen die aktuellen Bestseller gestapelt, aber der Mondschein-Mörder war nicht dabei, was sie etwas ärgerte.

Eine Buchhändlerin sprach sie an und wollte ihr behilflich sein.

»Das ist nett, Madam. Ich suche das Buch ›Der Mondschein-Mörder‹.«

»Ach.« Die Frau trat einen Schritt zurück. Sie sah sehr streng aus mit ihrer Brille und den zurückgekämmten Haaren. Wahrscheinlich ärgerte sie sich über jeden Kunden, der Unterhaltungsliteratur kaufte und keine hochgeschraubte Lyrik.

»Stimmt was nicht?« fragte Glenda.

»Es ist schon in Ordnung, wirklich.« Die Frau hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Ich frage mich nur, was die Leute an diesem Roman alles finden.«

»Kann es nicht sein, daß es ganz einfach spannend ist?«

»Ja – schon«, gab sie gedehnt zu. »Aber Spannung ist doch keine vordergründige Sache.«

»Sie sehen das so, andere möglicherweise nicht. Aber lassen wir das. Kann ich das Buch bei Ihnen kaufen?«

»Natürlich, wir haben noch zwei Exemplare vorrätig.«

»Wunderbar.«

Unter der Verkaufstheke holte die Buchhändlerin das Gewünschte hervor. »Soll ich es Ihnen einpacken?«

»Nein, ich nehme es so. Was habe ich zu zahlen?«

Glenda bekam den Preis genannt, ließ sich noch eine Quittung geben und verließ den Laden. Das Buch hatte sie in die rechte Tasche ihres Mantels gesteckt.

Zuerst wollte sie darüber lächeln, dann jedoch dachte sie näher über ihr Gefühl nach. Seit sie das Buch erworben hatte, fühlte sie sich irgendwie anders als sonst. Sie war bedrückter, und gleichzeitig drang eine gewisse Neugierde in ihr hoch.

Glenda Perkins zählte nicht zu den Personen, die nur ein Buch im Haus hatten und mit einem zweiten nichts anzufangen wußten. Sie hatte zahlreiche Bücher gelesen und war auch über die aktuellen Bestseller informiert, sogar durch den neuen Umberto Eco hatte sie sich gewurstelt, aber noch nie zuvor einen dermaßen Drang verspürt, ein Buch zu lesen wie nach diesem Kauf.

Im Büro würden es John oder Suko zuerst lesen, aber sie wollte kurz hineinschauen.

Ein kleines Lokal schien sie förmlich anzulächeln. Es war eine Mischung aus Pub und Bistro, wobei es aussah, als könnten dort Frauen auch allein hineingehen.

Sie betrat den schmalen Schlauch, fand nur wenige Gäste vor und nahm dort Platz, wo das Licht einer gebogenen Stehlampe auf den runden Tisch fiel. Hinter der Theke stand ein junger Mann, der nach Glendas Bestellung fragte.

»Einen Kaffee, bitte.«

»Espresso?«

»Gut.«

Als die Maschine zischte, hatte Glenda das Buch bereits aufgeschlagen und las den ersten Satz.

»Der Killer wird jeden erwischen!«

»Was sagten Sie?« Der junge Mann brachte die kleine Tasse, er hatte Glendas Flüstern gehört.

»Nichts, ich sprach mit mir.«

»Okay.«

Glenda las, las weiter, vergaß den Espresso und wurde von einer Welt gefangengenommen, die ihr fremd, unheimlich und gleichzeitig faszinierend erschien, denn das Buch war einzig und allein aus der Sicht des Mondschein-Mörders geschildert.

Er erzählte von einer fremden Welt, beschrieb sie auch, und Glenda mußte sich eingestehen, daß es sich bei dieser Welt um das geheimnisvolle Land Aibon handelte.

Der rote Ryan hatte recht gehabt. Es gab eine Verbindung zwischen

dem Buch und Aibon.

Erst jetzt trank sie den Espresso, der längst kalt geworden war. Sie hörte das Lachen des Keepers von der Theke her. »Sie hätten das Zeug früher trinken müssen.«

»Ich weiß.« Glenda schaute hoch. Hinter dem Mann befand sich das Regal mit den vielen Flaschen. Sie alle standen vor einer Spiegelfläche, und darin bewegte sich plötzlich etwas.

Ein Schatten!

Grau und düster…

Glenda wußte genau, daß sie den Schatten bei ihrem Eintritt dort nicht gesehen hatte. Und es war auch niemand in das kleine Bistro gekommen, der sich dort hätte abzeichnen können.

»Was haben Sie denn?«

»Hinter Ihnen«, flüsterte Glenda.

»Ach, Sie wollen etwas trinken…?«

»Nein – nein, drehen Sie sich um!«

Das tat der Keeper, sah den Schatten ebenfalls, schüttelte den Kopf und gurgelte plötzlich auf, denn aus der Spiegelfläche war etwas hervorgestoßen und hatte sein Gesicht erwischt.

Ein Messer oder ähnliches, denn aus der Wunde spritzte Blut, als der Mann über der Theke zusammenbrach.

Im Nu war auch Glenda Perkins auf den Beinen. Sie konnte sich nicht rühren. Was sie innerhalb weniger Sekunden erlebt und gesehen hatte, war einfach furchtbar gewesen.

Der Keeper lag über der Theke. Außer Glenda befand sich kein weiterer Gast im Lokal.

Blut tropfte aus der Gesichtswunde in Richtung Fußboden und landete auf der Trittstange.

Glenda suchte den Schatten. Sie wollte einen Arzt alarmieren, die Polizei ebenfalls, tausend Dinge auf einmal tun.

Sie kam sich vor wie in einer Klammer. Ihr Zeitgefühl war verlorengegangen. Waren Sekunden oder Minuten verronnen?

Glenda konnte es nicht nachhalten. Sie alarmierte den Rettungsdienst und rief auch im Büro an, wo sich Suko meldete, denn John befand sich noch bei Sir James.

Der Inspektor versprach, in ein paar Minuten da zu sein. Dann erst kümmerte sich Glenda um den Keeper.

Wenn die Klinge oder was immer es war, seine Kehle erwischt hatte, dann lebte er nicht mehr.

Vorsichtig drückte sie den Körper zurück, als sie schon die Sirene des Rettungswagens hörte. Ein Stein polterte vom Herzen, denn die Waffe hatte nicht die Kehle erwischt, sondern das Kinn des Mannes, war noch hoch bis zur Wange gerutscht und hatte dort eine lange Wunde hinterlassen. Der Schock und der Schmerz hatten den Keeper

bewußtlos werden lassen. Die Rettungsmannschaft stürmte ins das Lokal. Zwei Männer kümmerten sich um den Wirt, zwei Polizisten erschienen fast zugleich mit Suko, der sich schützend vor Glenda stellte und ihr unangenehme Fragen ersparte. »Das erledige ich«, erklärte er den Beamten.

Knurrend zeigten sie sich einverstanden.

Suko führte die noch immer bleiche Glenda in eine andere Ecke des Lokals und drückte sie auf einen Stuhl. Dann servierte er ihr einen doppelten Brandy.

»Den trink erst mal und berichte mir dann, wie alles genau abgelaufen ist.«

Sie hielt das Glas mit zwei Händen fest, weil sie so zitterte. Das Buch hatte sie wieder eingesteckt, holte es hervor und legte es auf den runden Tisch.

»Ich… ich konnte nicht anders, Suko«, sagte sie vor dem ersten Schluck. »Ich mußte das Buch einfach lesen.«

»Du hast es angefangen?«

»Das erste Kapitel. Dann sah ich den Schatten. Er… er kam aus dem Spiegel hinter der Bar hervor.«

In den folgenden beiden Minuten erfuhr Suko alles, was Glenda erlebt hatte. Es gab für den Inspektor keinen Grund, ihr nicht zu glauben. Glücklicherweise hatte es keinen Toten gegeben, aber der Mondschein-Mörder hatte seine Welt verlassen und die ersten Spuren gelegt. Noch gab es keine Leiche, das jedoch konnte sich ändern, wenn es nicht gelang, den Killer zu stoppen.

Der Chinese untersuchte das Spiegelregal. Er fand keinen Hinweis auf den Schatten. Innerhalb der blanken Fläche sah er nur die sich dort abzeichnenden Rückseiten der Flaschen.

Mit besorgter Miene kehrte er wieder an Glendas Tisch zurück, stützte sich dort auf, nickte ihr zu und sagte, als er ihren fragenden Blick bemerkte: »Ich glaube, daß uns einiges an Arbeit bevorsteht, meine Teure.«

Sie nickte zurück. »Das Gefühl habe ich…«

***

Ich schaute Imelda Miller, die sich Madame Imelda nannte und als Astrologin arbeitete, sehr lange und nachdenklich an, so daß es Sir James schon zuviel wurde.

»Sie sagen nichts, John?«

»Noch nichts.«

»Wie denken Sie denn über Mrs. Millers Vorschlag?«

Da sie rauchen wollte, reichte ich ihr Feuer. In die Rauchwolken sprach ich hinein. »Sie wollen also, daß ich für Sie als Leibwächter arbeite?«

»Ja, Mr. Sinclair, das wäre mir sehr lieb.«
»Und wie haben Sie sich das vorgestellt, bitte?«
Die Frau hob die Schultern. »Da gibt es keinen genauen Plan. Sie sind der Fachmann, ich wollte es Ihnen eigentlich überlassen.«
Mein Lachen klang etwas scharf. »Das ist gut, wirklich. Nur kann ich nichts versprechen. Ich habe wenig Informationen über den Mondschein-Mörder, und unter die Augen gekommen ist er mir bisher auch nicht.«
Sie regte sich auf. »Glauben Sie denn, daß ich mir die Wunden selbst beigebracht habe?«
»Bestimmt nicht.«
»Sie können sagen, was Sie wollen. Er war es, er und kein anderer. Der Mörder existiert nicht nur in der Phantasie dieses ungewöhnlichen Autors, es gibt ihn wirklich.«
»Das glaube ich Ihnen sogar. Sie haben sich auch an die richtige Adresse gewendet. Nur hätte ich noch einige Fragen an Sie. Weshalb hat sich der Mondschein-Mörder ausgerechnet Sie als Opfer ausgesucht? Das würde mich brennend interessieren?«
»Keine Ahnung. Ich muß ja nicht die einzige auf seiner Liste sein. Viele haben sich das Buch gekauft. Das ist schon der reinste Wahnsinn, glauben Sie mir.«
»Und er verschwand wieder?«
»Genau.« Madame Imelda stäubte die Asche ab. Sie trug ein zweiteiliges Kleid aus dunkelblauem Samt, das ihre Figur sehr gut nachzeichnete. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe einen außergewöhnlichen Beruf. Ich bezeichne mich nicht als Hellseherin, bin allerdings sensitiv veranlagt. Ich spürte, daß in meiner Umgebung einiges nicht stimmte, die innerliche Unruhe in mir wuchs an bis zur Furcht, und ich ging der Ursache auf den Grund. In der Postmappe meiner Sekretärin fand ich das Buch. Sie hat bestimmt heimlich darin gelesen, dennoch war ich der Überzeugung, daß nicht sie, sondern ich der Mittelpunkt war.«
»Kann ich Ihre Sekretärin sprechen?«
»Nein, sie ist in Urlaub.«
»Und hat das Buch zurückgelassen?« wunderte ich mich. »Ich hätte es mitgenommen.«
»Bestimmt hat sie es schon gelesen.«
»Das ist auch möglich. Wenn wir dabei einmal bleiben, so ist ihr nichts passiert – oder?«
»Nicht daß ich wüßte.«
»Sie sehen sich als Mittelpunkt an?«
»Ja.«
»Und Sie rechnen damit, daß der Mondschein-Mörder noch einmal zurückkehrt, um das zu vollenden, was ihm nicht gelungen ist?«

»Auch das.« Sie lächelte mir zu. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich weiß ja nicht, wie lange ich Sie als Leibwächter benötige, hoffe aber, daß Sie den Mörder fangen.«

»Einen Schatten zu stellen, wird nicht einfach sein.«

»Das stimmt. Nur kennen Sie sich in der Materie aus. Ich habe mich nicht umsonst an Sir James gewandt, denn man hört schließlich einiges zwischendurch.«

Ich hob die Schultern. »Es ist nicht zu ändern, daß ich etwas bekannter wurde. Okay, es bleibt dabei. Wann soll ich zu Ihnen kommen?«

»Gegen Abend.«

»Warum nicht? Ich bin einverstanden.«

Imelda Miller stand auf. »Meine Güte, mir ist da ein richtiger Stein vom Herzen gefallen.« Sie reichte mir die Hand, die sich kühl anfühlte. »Da kann ich nur hoffen, daß wir es gemeinsam schaffen, den Mörder zu stellen.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

Sir James brachte die Besucherin bis zur Tür, während ich noch im Büro wartete. Ich hatte die Hände in die Hosentaschen geschoben und schaute nachdenklich zu Boden. War sie tatsächlich der Beginn des roten Fadens? Ich hatte keine Ahnung. Bevor ich allerdings zu ihr ging, wollte ich mich näher über das Buch informieren, vor allen Dingen über den Autor. Dazu mußte ich im Verlag anrufen.

Imelda Miller hatte das Buch zurückgelassen. Bevor ich es aufschlagen konnte, kehrte Sir James wieder zurück. Er schloß leise die Tür. Sein Gesichtsausdruck schwankte zwischen entspannt und nachdenklich. »Was denken Sie, John?«

»Noch nicht viel.«

»Ich glaube ihr.«

»Da sind wir einer Meinung. Der rote Ryan hat mich auch vor dem Mondschein-Mörder gewarnt. Mich irritiert nur, daß er nicht selbst mit eingreift. Ich kann mir kaum vorstellen, daß er Angst hat, aber das muß wohl so sein.«

Sir James nickte. »Er hat schon seltsam reagiert.«

Ich hob das Buch an. »Wir müssen zunächst herausfinden, wer es geschrieben hat, und ich hoffe, daß sich der Verlag da kooperativ zeigt. Die beiden Buchstaben E und F sagen ja nichts.«

»Welcher Verlag ist es?«

Ich hatte mir den Namen schon gemerkt. Er war mir zuvor unbekannt gewesen. Wahrscheinlich gehörte er zu den kleinen Verlagen, denen mit einem Buch ein großer Durchbruch gelungen war.

Aus einem Branchenbuch suchte ich mir die Telefonnummer hervor. Es war ein Stadtgespräch.

Ich kam auch durch, nur die richtigen Leute waren nicht da. Urlaub, hieß es nur.

Verärgert legte ich auf. »Allmählich habe ich das Gefühl, einer der wenigen zu sein, der Anfang des Jahres präsent ist.«

»Da sagen Sie was, John.«

»Okay, Sir, was machen wir, wenn wir von dem Verlag keine Auskunft erhalten haben?«

»Ich wüßte nicht, wer uns dann noch weiterhelfen könnte, John. Sorry, es tut mir leid.«

»Ja, mir auch.«

»Ihnen wird nichts anderes übrigbleiben, als den Job bei Madame Imelda als Leibwächter anzutreten und zu hoffen, daß sie wirklich der Mittelpunkt des Falls ist.«

»Wenn das stimmt, Sir, dann müßte sie ja etwas mit dem Mondschein-Mörder zu tun haben.«

»Vielleicht hat sie das auch.«

»Und weshalb hat sie das dann nicht erwähnt?«

Der Superintendent hob die Schultern. »Ich will nicht mißtrauisch sein und meine, daß sie eventuell davon selbst nichts weiß. Möglicherweise liegt das Motiv in der Vergangenheit begraben. Denken Sie daran, welch einen außergewöhnlichen Beruf sie ausübt. Sie ist Astrologin, war Tanith so etwas nicht auch?«

»Mehr Hellseherin.«

»Eben.«

»Das hat Madame Imelda abgelehnt.«

»Trotzdem. Irgendwo treffen sich, ich will mal sagen, beide Berufe. Es muß eine Verbindung geben, John. Wenn Sie die aufdecken, haben Sie den Fall zur Hälfte gelöst.«

»Die andere Hälfte wäre mir lieber, Sir. Dann werde ich also…«

Ohne vorher angeklopft zu haben, stieß Suko die Tür auf. Er und Glenda betraten das Büro. Am Gesicht unserer Sekretärin erkannte ich, daß etwas passiert war.

»Der Mondschein-Mörder?« fragte ich nur.

Sie und Suko nickten.

Mir fiel auf, daß Glenda sich überrascht zeigte, als sie das Buch auf dem Schreibtisch liegen sah. Sie trat sogar einen Schritt zurück, als würde sie sich davor fürchten.

»Soll ich die Geschichte erzählen?« fragte Suko.

»Ja, das ist wohl besser…«

Was Sir James und ich anschließend zu hören bekamen, ließ mir die Haare zu Berge stehen…

***

Dämmerung über London!

Der Wind hatte einen Großteil der grauen Wolken vertrieben und eine dunkelgraue Fläche geschaffen. Es würde in der folgenden Nacht keinen Schnee geben, dazu war der Himmel einfach zu blank.

Gleichzeitig wirkte er wie ein Feld, das nur deshalb so freigeschaufelt war, um dem großen bleichen Auge den nötigen Platz zu verschaffen – dem Mond!

Er war noch nicht ganz rund. An einer Stelle wirkte er wie von einem Faustschlag getroffen, der eine sanfte Delle an seiner Seite hinterlassen hatte.

Dennoch strahlte er sein Licht als einen bleichen, fahlen und breiten Teppich aus, der einen Teil des Erdballs erfaßte und natürlich die Stadt London nicht ausließ.

Auch die Londoner sahen den Mond, nur gab es wenige unter ihnen, die ihn überhaupt zur Kenntnis nahmen. Ob Halb- oder Vollmond, ihnen war es egal, es sei denn, sie gehörten zu den Personen, die unter dem Vollmond litten, doch soweit war es noch nicht.

Aber unter den zahlreichen Menschen gab es zumindest eine Person, die ihn begrüßte.

Sie stand am Fenster ihrer kleinen Wohnung und freute sich jetzt darüber, in die vierte Etage gezogen zu sein und direkt unter dem Dach zu wohnen. Von dort aus konnte sie prima die Sterne und den Mond beobachten.

Lange genug hatte es gedauert, zehn Jahre genau waren seit dem ersten Zusammentreffen vergangen.

Eliza Farland war jetzt achtundzwanzig Jahre, stand mitten im Leben, hatte aber ihr einschneidiges Erlebnis nie zuvor vergessen. Es war für ihr weiteres Dasein prägend gewesen, und sie erinnerte sich stets in großer Dankbarkeit daran.

Unbeweglich stand der Mond am Himmel. Er starrte auf die Welt herab, und schien immer nur sie anschauen zu wollen. Sie fühlte sich von ihm angetörnt, der Vergleich mit einem Vampir kam ihr in den Sinn, denn auch diese Blutsauger liebten das Mondlicht.

Eliza hatte in den vergangenen zehn Jahren genau das getan, was das eigene Gefühl ihr befohlen hatte. Nun war es beendet, sie konnte nichts mehr tun, hatte viel von sich selbst gegeben und hoffte, den Mondschein-Mörder befreit zu haben.

Auf ihrem Konto lag inzwischen eine hübsche Stange Geld, auch das hatte sie dem Mondschein-Mörder zu verdanken. Dennoch war sie sich über ihr Verhältnis zu ihm nicht im klaren.

Wie sollte sie ihn sehen? Als Freund, als Helfer, als Geliebten oder als Mörder?

Alles traf irgendwo zu. Was nun tatsächlich stimmte, würde die nahe Zukunft erweisen.

Eliza Farland stand vor der dunklen Scheibe. Da sie ein weißes Kleid

trug, zeichnete sich ihre Gestalt innerhalb des Glasausschnittes ziemlich deutlich ab. Die hellen Gardinen hatte sie zur Seite geschoben, um einen freien Blick zu haben. Noch immer faszinierte sie der Mond. Das hatte sich auch in den letzten Jahren nicht verändert.

So bleich stand er über den Dächern, als wäre er dabei, die Riesenstadt, die von einem breiten Fluß durchschnitten wurde, zu beobachten.

In der Scheibe bewegte sich plötzlich etwas!

Zuerst dachte Eliza an eine Täuschung. Sie zwinkerte, blickte intensiv hin und öffnete den Mund zu einem Schrei.

Die Pranke war schneller!

Sie war wie ein Schatten, der sich hinter ihr gedreht hatte, um sich blitzartig auf ihren Mund zu legen, so daß sie nicht mehr atmen konnte.

Nur durch die Nase holte sie schnaufend Luft, während sich die grünblauen Augen schockhaft weiteten.

In der Scheibe sah sie sich und den Fremden hinter sich. Er bot ein furchtbares Bild, trug einen grauen Mantel, einen grauen Hut, besaß ein graues Gesicht, und nur seine Augen strahlten in einem schockfarbenen Rot.

War er das?

Der Fremde tat nichts. Er hielt weiter Elizas Mund zu, hatte den Griff allerdings gelockert, so daß sie, wenn sie wollte, Worte hervorbringen konnte.

Dann rutschte die Hand ab und verweilte für eine gewisse Zeit über ihrer Brust, wo die Haut nackt war, denn das Kleid besaß einen tiefen, runden Ausschnitt.

»Du bist es, nicht?«

»Ja.«

Eliza hatte nur dieses eine Wort von ihm gehört, dennoch lauschte sie dem Klang nach.

Das war keine menschliche Stimme gewesen. Sie hatte sich künstlich angehört, überhaupt glaubte Eliza nicht so recht daran, einen normalen Menschen in ihrer Nähe zu haben.

Sie tat nichts und ließ sich gefallen, daß er sie an der Schulter anfaßte und in den Raum hineinzog.

Dort drückte er sie in einen Sessel und trat zurück, weil er im Dunkeln bleiben wollte.

Sie saß stumm da, hatte ihre Hände auf die Knie gelegt und starrte zu ihrem unheimlichen Besucher hin. Zahlreiche Fragen brannten ihr auf der Zunge, aber sie stellte nur eine.

»Du bist der Mondschein-Mörder, nicht wahr?«

Er nickte.

»Wie… wie bist du gekommen?«

»Durch dich.«
»Ich soll…?«
»Ja, du hast dich genau an den Plan gehalten, den wir vor zehn Jahren abgesprochen haben. Du hast dir und mir einen großen Gefallen getan. Nun kannst du die Früchte ernten. Mir ist es gelungen, meine Welt zu verlassen. Ich führe nicht mehr allein dieses Schattendasein, denn nun bin ich beides.«
Eliza Farland schüttelte den Kopf. »Wie… wie soll ich das alles begreifen?«
Ob sich seine Lippen zu einem Lächeln oder Grinsen verzogen, konnte sie nicht sehen, aber sie hörte die knarrend gesprochene Antwort. »Keine Sorge, du wirst es erleben.«
»Ja, ich vertraue dir.«
»Aber ich muß dich trotzdem warnen. Es ist etwas passiert, das mich sehr stört. Man hat zu früh von mir erfahren.«
»Meinst du das Buch?«
»Nein, das war geplant. Ich meine die anderen Dinge, die mir nicht gefallen konnten. Jemand ist gewarnt worden, jemand hat etwas gespürt. Ein Mann und eine Frau.«
»Kenne ich die Personen?«
»Zumindest die Frau. Sie heißt Imelda Miller!«
Eliza Farland erschrak. »Das darf nicht wahr sein! Nein, das kann doch nicht stimmen.«
»Es ist aber so.«
»Was mache ich jetzt?«
»Darüber werden wir reden. Ich will noch bei dem Namen des Mannes bleiben. John Sinclair.«
Eliza überlegte, schüttelte den Kopf und schob die Schultern dabei vor. »Nein, den kenne ich nicht.«
»Der rote Ryan hat ihn vor mir gewarnt. Es gefällt mir nicht, nur kann ich nichts daran ändern und muß mich damit eben abfinden. Ich werde eine Lösung finden, das heißt, ich habe bereits eine gefunden. Ich werde dafür sorgen, daß beide sterben, und du wirst mir dabei helfen.«
»Ich kann nichts tun.«
Der Mondschein-Mörder streckte die Arme vor. »Du mußt es tun, Eliza. Denk an unseren Vertrag.«
»Das stimmt.« Sie nickte. »Was also verlangst du?«
»Nicht viel. Du wirst in den nächsten Minuten das Haus verlassen und Imelda Miller besuchen. Du hältst dich den Abend bei ihr auf. Mehr verlange ich nicht.«
»Ich soll sie ablenken?«
Er nickte. »Du wirst es schon schaffen. Ich verlasse mich auf dich. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, denn du hast mich als Helfer,

auch wenn ich nicht zu sehen bin. Denk an die Spiegel, Eliza.«

»Du bist kein Schatten mehr.«

»Stimmt, ich bin beides. Komm mit.« Er drehte sich mit einer abrupten Bewegung nach links und ging durch die offenstehende Wohnungstür in den Flur hinein, an dessen rechter Wand ein länglicher, rechteckiger Spiegel hing.

Davor blieb er stehen. Eliza Farland hätte ihn innerhalb der Fläche genau sehen müssen, doch seine Umrisse zeichneten sich nicht darin ab. Sie waren zu einem verwaschenen Schatten geworden.

Dann ging er vor.

Eliza konnte es nicht fassen, daß diese Gestalt direkt auf die blanke Fläche zuschritt, aber es geschah noch mehr: Der Mondschein-Mörder trat in den Spiegel hinein. Was dabei geschah, würde Eliza Farland nie in ihrem Leben vergessen. Die blanke Fläche saugte die Gestalt nicht nur ein, sie verschluckte sie sogar. Ein leichtes Flirren oder Zittern entstand, dann hatte der Spiegel die Gestalt verschluckt.

Zurück blieb eine völlig konsternierte Eliza Farland.

In den folgenden Minuten war sie nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie blieb im Flur zurück, bewegte die Stirn, grübelte, ohne daß sie zu einem Ergebnis kam.

Was sie erlebt hatte, war einfach zu unwahrscheinlich gewesen.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Doch sich darüber den Kopf zu zerbrechen, lohnte sich nicht. Was war schon bei ihr in den letzten Jahren mit rechten Dingen zugegangen? Kaum etwas, ihr Leben hatte eine radikale Wende genommen.

Mit unsicheren Schritten ging sie zurück in den Wohnraum, weil sie dort nachdenken wollte. Noch einmal ließ sich Eliza die Worte des Mörders durch den Kopf gehen und gestand sich selbst ein, daß sie damit eigentlich nicht zurechtkam.

Es war einfach zu viel passiert, sie hatte eine Menge gehört und erfahren, doch niemand konnte ihr weiterhelfen. Sie hatte getan, was damals von ihr verlangt worden war, doch nun ging es weiter.

Das war schlimm.

Sie sollte Imelda Miller besuchen, die Person, die ebenfalls zu früh über den Mondschein-Mörder etwas erfahren hatte. Er hatte noch warten wollen, um so zu töten, wie es im Buch beschrieben worden war.

Mit einem gläsernen Messer!

Er hätte jeden erwischt, denn niemand war in der Lage, ihm, dem Schattenmann zu entkommen. Was innerhalb des Buches aufgeschrieben worden war, das würde Wirklichkeit werden. Sie, Eliza, war gezwungen, dem Mondschein-Mörder zu helfen.

Ruckartig stand sie auf. Wie ein Mensch, der nach langem Nachdenken einen Entschluß gefaßt hatte.

Mit festen Schritten ging sie wieder in den Flur, wo sich auch die Garderobe befand. Den dicken Wollmantel streifte sie über und band auch den gelben Schal um.

So angezogen verließ sie das Haus, um in ihren kleinen Wagen zu steigen, der im Streulicht einer Laterne parkte.

Über ihr leuchtete der Mond wie ein alles beobachtendes Auge…

***

Und den Mond sah auch ich!

Schon unzählige Male in meinem Leben hatte ich hoch zu diesem Erdtrabanten geschaut. Zumeist war es dabei um Fälle gegangen, wo ich oder wir Vampire und Werwölfe jagten, diese Wesen, die unter dem Licht des Mondes nahezu aufblühten.

Das war diesmal nicht der Fall. Er wirkte auf mich auch nicht unheimlich, eher kalt und abweisend, gleichzeitig auch wissend, als wäre er genau darüber informiert, daß in den folgenden Stunden noch etwas Schreckliches geschehen würde.

Ich rechnete auch mit diesen Dingen. Die Nacht lag vor mir, und sie verlief bestimmt anders als die meisten.

Suko stand gewissermaßen in Bereitschaft. Ich hatte ihn informiert und eingeweiht, denn eine doppelte Kontrolle hatten wir beide als besser angesehen.

Mein Ziel lag südlich der Themse, in einer Gegend, wo man für Mietwohnungen viel hinblättern mußte, für Häuser noch mehr. Wer hier lebte, gehörte zu den Personen, die es finanziell jedenfalls geschafft hatten. Die menschliche Seite sah oft anders aus.

Es war eine stille Landschaft. Zwar herrschte lebhafter Verkehr, doch die Fahrzeuge schienen mir leiser zu rollen als in der City, als wollten sie die Bewohner auf keinen Fall stören.

Ich kannte mich aus, wußte, wohin ich fahren mußte und fühlte mich eigentlich gut.

Das änderte sich, als ich die Straße erreichte, in der Madame Imelda wohnte.

Das Gefühl war plötzlich da. Vielleicht verursacht durch mein Kreuz, obwohl es sich nicht erwärmt hatte.

Eine Warnung!

Ich rollte langsamer weiter. Rechts und links auf den Gehsteigen standen die Laternen. Ihr Licht kam mir bläulich vor, zudem mit einem Grauschimmer versehen.

Es war das normale Licht, das sich bei einer Laterne plötzlich bewegte.

Nicht das Licht, sondern die Gestalt, die hindurchgeschlichen war und meiner Ansicht nach kaum feste Umrisse besaß, sondern mehr einem flüchtenden Schatten glich.

Gegen Schatten war ich seit einiger Zeit allergisch.

Links ran, stoppen, aussteigen und versuchen, den Schatten rasch zu fangen.

Ich hatte es vor. Nur blieb es leider beim Vorsatz. Innerhalb des Laternenscheins blieb ich stehen und kam mir selbst vor wie unter einer Dusche aus Licht.

Meine Gestalt hob sich sehr deutlich ab, der Vergleich mit einer Zielscheibe kam mir in den Sinn, und so trat ich aus dem direkten Schein heraus.

Drei Fahrzeuge rollten vorbei. Ich schaute ihnen nach. Heckleuchten glühten wie Höllenaugen, Kälte streifte meinen Nacken, keine normale, wie ich merkte.

Blitzschnell brachte ich mich durch einen Schritt zur Seite in Sicherheit.

Er kam aus dem Licht, war lang und groß, etwas blitzte bei ihm auf, aber er war kein Mensch, sondern ein Schatten, der mich sofort angriff.

Auch Mrs. Miller hatte von diesem blitzenden Gegenstand gesprochen und nicht einmal in Erfahrung bringen können, ob es sich bei ihm um ein Messer gehandelt hatte.

Ich konnte es auch nicht genau erkennen, aber er war eine Mordwaffe, das stand fest.

Ein langes, glitzerndes, brandgefährliches Ding, das nicht von einer normalen Hand umklammert wurde, sondern aus einem grauen Schatten hervorstach, den ich nicht fassen konnte. Er war einfach nicht fest, ich würde immer ins Leere greifen.

Diese Gedanken schossen mir innerhalb von Sekunden durch den Kopf. Eine Zeitspanne, die ich benötigte, um dem ersten Angriff auszuweichen. Durch eine rasche Drehung gelang dies, dann sprang ich nach vorn, und es sah aus, als würde ich genau in den Messerstich hineinlaufen, aber ich rechnete mit dem dicken Stamm der alten Laterne.

Die Klinge klirrte dagegen. Ich hörte noch das Geräusch, wie sie »abrutschte« und nach unten glitt. Für einen Moment konnte ich sie besser erkennen. Sie bestand tatsächlich aus Glas oder einem Material, das diesem sehr ähnlich war.

Mein Kreuz zu erreichen, hätte Mühe gekostet, deshalb zerrte ich die Beretta hervor, sprang zurück und feuerte in den Schatten nahe der Laterne hinein.

Der Schuß durchbrach die Stille, das Mündungsfeuer zuckte wie ein fahles Licht auf, ich hatte den Schatten erwischt, doch das geweihte Silbergeschoß durchsägte ihn und saute dann im schrägen Winkel in den Boden eines Vorgartens.

So also kam ich nicht an den Schatten. Ich mußte eine Möglichkeit

finden, ihn existent zu machen, das konnte mir eventuell unter Zuhilfenahme des Kreuzes gelingen, aber der Schatten zog sich zurück.

Er wischte einfach vom Stamm der Laterne weg auf den Gitterzaun eines Vorgartens zu, als wollte er von ihm aufgespießt werden.

Ich sah das Grau noch zwischen den Büschen, dann war es verschwunden.

Scharf stieß ich die Luft aus. Meine erste Begegnung mit dem Mondschein-Mörder war nicht eben glanzvoll ausgefallen. Allerdings wußte ich jetzt Bescheid, um welch einen Gegner es sich handelte und konnte mich darauf einstellen.

Bis zum Haus der Madame Imelda war es nicht mehr weit. Ich hätte die Strecke zu Fuß gehen wollen, nahm trotzdem den Rover, weil es durchaus sein konnte, daß ich ihn benötigte und ich ihn deshalb in der Nähe haben wollte.

Imelda Miller wohnte in einem der älteren, aber schon kostbar gewordenen Häuser. Auf dem flachen Dach wuchs ein dreieckiges »Zelt« in die Höhe, ein sehr ungewöhnliches Penthouse von der Form her. Neben der Tür entdeckte ich das moderne Klingelbrett, fand den Namen Miller erleuchtet und den Perlmuttknopf ebenfalls.

Nach dem Schellen hörte ich sehr schnell ihre Stimme. Sie klang mir aus den Rillen eines Lautsprechers entgegen.

»Ich bin es, John Sinclair.«

»Endlich!« stöhnte sie. »Bitte, kommen Sie.«

»Okay.«

Ein Summer ertönte, ich drückte die Tür auf und wunderte mich über die helle Verkleidung der Wände. Dazu paßte der kleine Lift aus Glas, der mich in die obere Etage brachte, wo Imelda Miller bereits vor der Tür ihrer Penthouse-Wohnung auf mich wartete und erleichtert lächelte, als ich ihr die Hand reichte.

»So froh?« fragte ich.

»Und ob. Kommen Sie rein.«

Die Frau hatte Geschmack oder einen guten Innenarchitekten. Ich empfand die Einrichtung als maßgeschneidert, dazu trugen auch die Sitzmöbel mit den niedrigen Lehnen bei, so daß ich durch die Scheiben und über die Dächer hinweg den Mond beobachten konnte.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Mr. Sinclair?«

Ich deutete auf ihr Glas, in dem der Wein rot schimmerte. »Davon hätte ich gern ein Glas.«

»Sofort.«

Sie holte die Flasche aus einem Ständer und brachte ein frisches Glas. Auf der achteckigen Tischplatte standen zwei fast bis zu den Rändern mit Kippen gefüllte Aschenbecher. Ein Zeichen dafür, wie nervös die Astrologin letztendlich war.

Als sie mein Glas absetzte, sah ich, daß ihre Hände zitterten, sie

bemerkte allerdings meinen etwas unruhigen Blick, der durch den großzügigen Raum streifte, wo das Licht so verteilt war, daß alles gut zu erkennen war, man aber nicht geblendet wurde.

»Haben Sie etwas, Mr. Sinclair?«

»Erzähle ich Ihnen gleich.« Zuvor trank ich einen Schluck Wein, den ich als sehr weich empfand. Er gehörte zu einem besseren Jahrgang. »Sie haben recht gehabt, Mrs. Miller.«

Aus dunklen Augen schaute sie mich an. »Womit bitte?« Sie saß mir gegenüber und hatte beide Beine eng zusammengelegt.

»Der Mondschein-Mörder lauert in der Nähe!«

Imelda erstarrte. Dann schluckte sie und holte tief Luft. »Wie kommen Sie darauf?«

»Er begegnete mir.«

Sehr langsam nickte sie. »Das heißt also, daß er mich unter Kontrolle hält.«

»So ungefähr.«

»Wo war es?«

»Nicht hier auf Ihrem Grund, also nicht in direkter Nähe des Hauses. Nahe einer Laterne entdeckte ich den Schatten. Es war ein Schatten und kein Mensch.«

Sehr langsam gab sie die Antwort. »Wie ich ihn beschrieben habe…«

»Richtig.« Ich erhob mich. »Darf ich die übrigen Räume der Wohnung auch sehen?«

»Selbstverständlich – kommen Sie.«

Sie führte mich herum. In die kleine Küche, in den Schlafraum, an den das Bad grenzte.

Es war eine Wucht für sich. »Ich habe es gesäubert, Mr. Sinclair. Ich wollte mein Blut nicht mehr sehen.«

»Und was ist mit Ihren Wunden?«

»Ich habe Glück gehabt, sie waren nicht tief. Womit hat er sie eigentlich angegriffen, Mr. Sinclair?«

»Mit einem glänzenden Messer, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Womit bitte?«

Ich erklärte es ihr, während ich mich im Bad umschaute und mir besonders genau die Spiegel ansah, sie sogar prüfte, indem ich mein Kreuz vor die Fläche hielt.

Es geschah nichts. Spiegel sind oft Tore in andere Welten, die hier waren normal, wenigstens noch.

»Was haben Sie da getan?«

Ich hob die Schultern, wobei ich lächelte. »Nur eine reine Vorsichtsmaßnahme, Mrs. Miller, mehr nicht.«

»Kann man Schatten bekämpfen?« fragte sie plötzlich.

Ich lachte auf. »Eine gute Frage. Im Prinzip nicht, aber ich muß es versuchen.«

»Wie?«

»Mit verschiedenen Dingen. Sehen Sie, ich habe ebensowenig einen normalen Beruf wie Sie. Da muß man hin und wieder auf gewisse Hilfsmittel zurückgreifen.«

»Die etwas mit Magie zu tun haben?«

»Exakt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Obwohl ich keinen Draht zur Magie habe, Mr. Sinclair, auch nicht als Astrologin.« Sie drehte sich um und verließ das Bad. »Wissen Sie, ich sehe meinen Beruf mehr als Wissenschaft. Es ist nicht einfach, die Astrologie zu begreifen, denn Sie müssen auch etwas von der Astronomie und der Astromathematik kennen, wenn Sie den Beruf ernsthaft ausüben wollen.«

»Das kann ich mir denken. Dennoch haben Sie gespürt, daß etwas in Ihrer Nähe lauert, was einfach nicht dort sein sollte, was da nichts zu suchen hatte.«

»Richtig, das Buch.«

»Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie es möglich war, daß Sie überhaupt etwas spüren konnten. Das ist normalerweise nicht so einfach, dazu muß man schon einen besonderen Draht haben, wie ich meine.«

»Ich bin sensitiv veranlagt und lege zudem Karten, wobei mich die des Tarot besonders interessieren.«

»Also doch.«

»Wie meinen Sie das?«

Wir standen inzwischen im Wohnraum. Ich wollte der Astrologin auch eine Erklärung geben, als ich die Tarotkarten sah, dazu kam ich nicht mehr, weil es klingelte.

Der weiche Gongschlag war in jedem Raum der Wohnung zu hören, und Madame Imelda schaute mich an. »Wer kann das sein?«

»Bestimmt nicht der Mörder. Erwarten Sie Besuch?«

»Nein.« Sie war völlig verunsichert und strich nervös über ihre Stirn.

»Dann fragen Sie nach.«

Neben der Sprechanlage blieb die Frau stehen. Ich wartete in ihrer Nähe, hörte die Antwort nicht richtig und wußte nur, daß eine Frau gesprochen hatte.

»Eliza – Sie?« Madame Imelda hörte zu, dann drückte sie auf.

»Wer kommt denn hoch?« fragte ich.

»Meine Sekretärin.«

»Die in Urlaub ist und in deren Postmappe Sie das Buch gefunden haben.«

»Genau.« Sie runzelte die wohl rasierten dunklen Augenbrauen.

»Meinen Sie denn, daß es etwas zu bedeuten hat?«

»Es kann.«

»Aber nicht bei Eliza. Sie arbeitet schon seit über drei Jahren für

mich. Ich kann mich auf sie verlassen. Sie ist verschwiegen, auch meine Klienten haben zu ihr Vertrauen.«

»Wir werden sehen.«

Madame Imelda öffnete die Tür in dem Augenblick, als Eliza den Lift verließ. Im Flurlicht sah ich sie genau und hatte Mühe, ein anerkennendes Nicken nicht zu deutlich werden zu lassen.

Diese Eliza war eine sehr hübsche Frau. Das kräftige rote Haar paßte sich der Gesichtsform an. Eine schmale Nase, volle Lippen und eine etwas zu blasse Haut, wie sie viele Rothaarige haben. Auf Schminke oder Puder hatte sie verzichtet.

Noch im Flur nahm ihr Madame Imelda den Mantel ab. Unter ihm trug Eliza ein weißes Kleid mit einem runden, tiefen Ausschnitt, der den Ansatz ihrer Brüste freiließ.

Sie zeigte sieh von meinem Dasein etwas irritiert, doch Madame Imelda stellte mich rasch vor, ohne meinen Beruf zu verraten.

»Mr. Sinclair ist ein Bekannter, und das ist meine Sekretärin Eliza Farland.«

Ihr Händedruck war fest, was man von ihrem Blick nicht behaupten konnte. Ihn empfand ich als abschätzend und gleichzeitig auch ein wenig mißtrauisch.

Wir gingen in den Wohnraum, wo Eliza in einem Sessel ihren Platz einnahm und auf der Unterlippe nagte, als sie die Frage ihrer Chefin hörte.

»Sie waren nicht in Urlaub?«

»Doch – schon, aber der Schnee, nicht…?«

»Klar, den können Sie in den Alpen mit der Lupe suchen. Dann sind Sie früher zurückgekehrt.«

»Ja, es gefiel mir nicht auf den braungrünen Hängen.«

Ich hatte mich zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen und fühlte mich als Störenfried, weil ich den Eindruck nicht loswurde, daß Eliza wegen eines bestimmten Grundes erschienen war, sich in meinem Beisein nicht traute, ihn zu nennen.

Dann spukte mir noch etwas durch den Kopf. Ich beschäftigte mich mit ihrem Namen und hatte die Zeit darüber nachgedacht, wo ich ihn schon gehört hatte.

Während die Frauen sich noch unterhielten, fiel mir die Lösung ein. Aber ich wollte Gewißheit haben.

»Sorry, wenn ich störe, Miß Farland, aber Sie heißen tatsächlich Eliza Farland?«

»Natürlich.«

Ich schaute ihr in die blaugrünen Augen. »Darf ich fragen, ob Sie eventuell nebenbei einen Bestseller geschrieben haben?«

»Das dürfen Sie.«

»Haben Sie einen geschrieben?«

»Ja.« Sie nickte noch.
»Zufälligerweise unter dem Pseudonym E.F.?«
»Gut kombiniert, Mr. Sinclair, gratuliere.«
»Danke. Dann sind Sie also die Autorin des Mondschein-Mörders, Miß Farland.«
»Ich kann es nicht leugnen!«

***

Ich hatte den letzten Satz so lässig dahingesprochen, aber er war eingeschlagen wie eine mittlere Bombe, wenigstens bei Madame Imelda, die ihre Sekretärin unentwegt anstarrte, dabei den Kopf schüttelte und immer blasser wurde.
»Sagen Sie, daß es nicht stimmt, Eliza!« hauchte sie schließlich.
»Warum sollte ich lügen?« Sie lehnte sich bequem zurück und streckte die Beine – sehr schöne Beine – seitlich weg. »Ich habe dieses Buch über den Mondschein-Mörder geschrieben.«
Imelda schloß die Augen und preßte ihre Fingerspitzen gegen die Stirn. »Deshalb also«, hauchte sie. »Meine Güte, was bin ich dumm gewesen, was bin ich…« Sie schüttelte den Kopf und war nicht mehr in der Lage, weiterzusprechen.
Ich stand bei ihr. »Es ist auch schwer gewesen, darauf zu kommen, Mrs. Miller.«
»Ja, ja«, sie nickte und hob die Schultern. Dann trank sie einen Schluck Wein. »Warum, Eliza, warum haben Sie dieses fürchterliche Buch denn geschrieben?«
»Ist es denn so fürchterlich?«
»Für mich ja.«
»Nein, Madame, es ist doch faszinierend, wenn Sie ehrlich gegen sich selbst sind.«
»Kann sein, möglich.«
»Doch, es ist für jeden, der es liest, faszinierend. Da können Sie sagen, was Sie wollen. Dieses Buch enthält eine Botschaft, die Menschen einfach mitreißen muß.«
»Eine Botschaft, die sehr blutig ist«, warf ich ein.
»Kennen Sie das Buch?« Eliza funkelte mich an.
»Noch nicht.«
»Dann können Sie das auch nicht sagen.«
»Man hat mich vor der Schrift gewarnt.«
»Ach ja? Wer denn?«
»Jemand, der aus einem Land kommt, das wahrscheinlich in Ihrem Buch beschrieben wurde.«
»Ja, ein namenloses Land.«
»Für Sie vielleicht, nicht für mich. Ich kenne es unter dem Begriff Aibon.«

»Himmel, was ist das denn schon wieder?« fragte die Astrologin. »Darunter kann ich mir überhaupt nichts vorstellen.«

»Das ist auch nicht weiter tragisch. Nehmen Sie es einfach als Tatsache hin.«

»Es fällt mir schwer. Das hört sich fremd an.«

»Sicher. Es ist ein Druidenreich. In ihm werden Märchen und Legenden geboren und leider auch Wesen wie dieser Mondschein-Mörder, zu dem Sie doch bestimmt Kontakt haben, Miß Farland.«

»Wie sollte ich?«

»Ich bitte Sie. Wie konnten Sie dann ein derartiges Buch schreiben, das detailgetreu ist, wie man mir erzählte. Dieses Buch hat eine Bedeutung. Ich gehe davon aus, daß es mit dem Mondschein-Mörder eine Verbindung eingegangen ist.«

»Nur für mich.«

»Sie kennen ihn.«

»Vielleicht.«

»Darf ich Sie auch fragen, aus welch einem Grund Sie tatsächlich zu Mrs. Miller gekommen sind? Sie waren doch nicht in den Alpen, sondern in London.«

»Auch das stimmt. Ich muß ja hier sein, wenn er kommt. Und er wird kommen, Mr. Sinclair.«

»Wobei ich ihn erwarte.«

Eliza schürzte die Lippen. »Ein Mensch gegen den Mondschein-Mörder? Da haben Sie sich zuviel vorgenommen. Wenn er kommt, wird er zuschlagen, glauben Sie mir das. Mein Buch wurde verkauft; viele Leser haben über ihn etwas in der Theorie erfahren. Bald aber werden sie es auch in der Praxis erleben.«

»Darauf hoffe ich!«

Meine letzte Antwort hatte sie doch verunsichert. Erst schaute sie mich an, dann ihre Chefin. »Madame, dieser Mann ist Ihr Besucher. Ich möchte ihn nicht kritisieren, doch ich frage mich ernsthaft, ob er noch den Überblick behalten hat, was die Gestalt meines Buches angeht?«

»Das hat er, Eliza.«

»Tatsächlich?«

Madame Imelda nickte. »Wissen Sie, ich habe ihn zu meinem Schutz herbestellt. Er ist mein Leibwächter.«

Eliza Farland war nahe daran, aufzulachen. Im letzten Augenblick hielt sie sich zurück. »Das kann ich nicht glauben, das ist für mich nicht faßbar. Er soll Sie beschützen?«

Mrs. Miller blieb ernst. »Ja, denn einmal bin ich bei einem Angriff des Mondschein-Mörders mit dem Leben davongekommen, weil ich einfach Glück gehabt habe. Ein zweitesmal würde mir das nicht passieren, so glaube ich jedenfalls.«

»Ich nicht.«

Ich fragte Eliza. »Sind Sie eigentlich gekommen, um zu sehen, wie Ihre Chefin sterben wird?«

»Darauf gebe ich Ihnen keine Antwort oder nur eine indirekte. Sie gehört zu einer der ersten Personen, die die Macht des Mondschein-Mörders erfaßt haben. Das wiederum hat mir bewiesen, daß ich mit der Diktion meines Romans richtig gelegen habe. Es kommt etwas rüber zum Leser, manchmal wird der Killer sogar persönlich.«

»Für diese Antwort sollten Sie sich schämen«, sagte ich.

Eliza Farland hob nur die Schultern. »Als Leibwächter müssen Sie sich ihm ja entgegenstellen. Da bin ich gespannt, wie Sie das schaffen werden.«

»Das können Sie auch, Miß Farland. Wollen Sie uns nicht verraten, wann Ihr großes Vorbild erscheint?«

Sie hob die Schultern, hatte auch nichts gegen den Begriff Vorbild einzuwenden und meinte nur: »Jederzeit kann er kommen. Er kündigt sich nie vorher an.«

Ich fragte: »Lieben Sie denn einen Schatten?«

»Ist er das?«

Sie versuchte, mich auf den Arm zu nehmen, nur ging ich auf ihren Spott nicht ein. »Als Schatten lernte ich ihn kennen, Eliza, und ich habe überlebt. Das sollten Sie nie vergessen.«

Sie zuckte zusammen. Auf einmal wurde sie unsicher und schüttelte den Kopf, als wollte sie es nicht glauben.

»Es stimmt!« wiederholte ich.

»Wo denn?«

»Nicht weit von hier.« Ich lächelte sie kalt an. »Ich kann Sie beruhigen, er hält das Haus unter Kontrolle. Er wird jede Bewegung wahrnehmen, das glaube ich schon. Er wird auch versuchen, Feinde vom Haus abzuhalten, das alles kann Sie beruhigen, Eliza. Beunruhigen allerdings müßte Sie die Tatsache, daß ich es geschafft habe, Madame Imelda den Besuch abzustatten, daß mich auch der Mondschein-Mörder nicht daran hindern konnte. Denken Sie nach.«

Sie dachte nach, redete nicht und warf ihrer Chefin einen fragenden Blick zu.

Das Verhältnis der Madame zu ihrer Sekretärin war stark abgekühlt. Die Blicke der älteren Frau verrieten einiges. Für sie war Eliza nicht mehr als eine Fremde.

Etwas unruhiger rutschte sie hin und her. Sie drehte den Kopf zum Fenster hin, aber hinter der Scheibe tat sich nichts. Da lag dunkelgrau die Finsternis. Nur etwas entfernt blitzten die Lichter in den höheren Häusern.

»Und jetzt warte ich auf ihn«, sagte ich leise. »Stellen Sie sich einmal vor, Eliza, ich habe noch nicht einmal Furcht davor. Ich freue mich

auf den Mondschein-Mörder.«
»Und auf den Tod – wie?«
»Auf seinen bestimmt.«
Meine Sicherheit irritierte sie. Sie hatte wohl noch nie erlebt, daß jemand keine Furcht zeigte. Sehr langsam schüttelte sie den Kopf.
»Nein, Sinclair, nein, das geht nicht. Ein Mensch kann nicht stärker sein als er. Sie sind ein Mensch und kein Übermensch.«
»Was ist er denn?«
Eliza Farland überlegte. Dann schaute sie gegen die Decke. Ihr Blick bekam etwas Träumerisches. »Er ist ein Mythos, er ist eine Legende, er ist jemand, den man nicht beschreiben kann. Eine Person, wie man ihn einfach erlebt haben muß, verstehen Sie?«
»Nur schwer. Für mich ist er ein Mörder, vielleicht ein Dämon, aber keine Legende.«
»Das werden Sie noch alles merken, Sinclair. Sie werden bald anfangen, sich zu wundern. Bestimmt weiß er, wer ihm Knüppel zwischen die Beine werfen will, und diesen Werfer räumt er aus dem Weg.«
Ich hob die Schultern, denn ich wollte mich nicht provozieren lassen. Madame Imelda hatte in den letzten Minuten nur zugehört. Sie mußte von einem Zustand in den anderen gefallen sein oder umgekehrt, jedenfalls schaffte sie es erst jetzt, sich aufzuraffen und eine Frage an ihre Sekretärin zu stellen.
»Warum das alles, Eliza? Warum? Können Sie mir das erklären? Was hat Sie dazu getrieben, sich mit diesem Mörder abzugeben?«
»Ich mag ihn.«
»Aber er ist…«
Sie beugte sich zur Seite. »Er rettete mir das Leben, haben Sie verstanden?«
»Nein…«
»Doch, es war vor zehn Jahren, da vernahm ich seinen Ruf. Ich fuhr auf die grüne Insel, wo der Ruf immer intensiver wurde und mich zu einem Punkt brachte, wo sich alles entschied. Ich wurde damals verfolgt, ein Lastwagenfahrer wollte mich vergewaltigen. Dann aber kam er, und er hat mir geholfen.«
»Indem er den Fahrer tötete?«
»Ja, er vernichtete ihn. Ich verdanke dem Mondschein-Mörder mein Leben und meine Ehre. Soll ich undankbar sein? Soll ich seinen Plan einfach vergessen, den wir beide aufstellten? Nein, das konnte ich nicht, das kann ich auch jetzt nicht. Ich habe das Buch über ihn geschrieben. Ich schrieb eine Geschichte, die man lesen wollte, die man glauben wollte oder nicht. Die Meinungen waren geteilt. Kritiker tobten, aber die Menschen kauften das Buch. Sie ließen sich von der fremden Welt und von der Hauptperson faszinieren. Bisher kannten sie

ihn nur aus den Büchern, bald aber werden sie ihn mit eigenen Augen sehen können, wenn er erscheint und abrechnen wird.«

»Dann soll der Inhalt des Buches zur Wahrheit werden.«

»In gewisser Hinsicht. Ich habe ihm den Weg geebnet, und ich werde auch weiterhin an seiner Seite stehen.«

Madame Imelda schüttelte den Kopf. »Ich begreife nicht, daß ich nichts davon gemerkt habe. Sie haben in meiner Nähe gearbeitet, Eliza, Sie haben nie etwas darüber erwähnt.«

»Stimmt genau.«

»Weshalb nicht?«

»War es wichtig?«

»Ja, wir hätten dann Menschenleben retten können. Das höchste Gut, das wissen Sie auch, Eliza.«

»Ich habe es anders gesehen. Mich interessieren die Menschen nicht mehr, denn es gibt ihn.«

»Einen Schatten«, spottete ich. »Sie lieben einen Schatten, Eliza.«

Sie hob einen Zeigefinger und drohte mir. »Täuschen Sie sich nicht, Sinclair. Nicht alles, was wie ein Schatten aussieht, ist auch einer. Ich an Ihrer Stelle wäre da hübsch vorsichtig.«

»Was ist er dann?«

»Das werden Sie schon sehen.«

Aus Eliza Farland war nichts herauszubekommen. Ich wollte auch keine weiteren Fragen stellen und mich auf die wichtigen Dinge konzentrieren. Möglicherweise befand er sich schon in der Wohnung, hielt sich nur versteckt und belauschte uns.

Sie sah mir zu, als ich aufstand. Dabei verzog sie die Lippen.

»Wollen Sie ihn suchen?«

»Kann sein.«

»Sie werden ihn nicht finden, Sinclair. Er kommt, er verschwindet, ohne daß ihn jemand sieht. Das ist nun mal so, damit müssen Sie sich auch abfinden.«

»Wie ich hörte, hat er besondere Vorlieben. Ich denke da an gewisse Spiegel, denn ich habe schon erlebt, daß sie als Eingänge oder Tore zu anderen Welten dienen.«

»Ja, wie bei mir im Bad!« meldete sich Imelda Miller.

Schatten erscheinen lautlos. Man hört sie nicht und sieht sie nur, wenn sie plötzlich da sind.

Ich bewegte mich sehr vorsichtig durch das Zimmer. Meine Nerven waren angespannt. Den Weg zum Bad kannte ich, verfolgt von den Blicken der beiden Frauen.

»Sinclair…«

Eliza Farlands Ruf stoppte mich. »Was ist?«

Sie stand auf. »Er ist da!«

»Wo denn?«

»Dort!« Sie streckte ihren Arm aus, deutete an mir vorbei auf die Tür des Schlafraums.

Ich sah ebenfalls hin – und bekam mit, wie es mir entgegenflog!

***

Im letzten Augenblick hatte ich meinen Kopf zur Seite drehen können, so erwischte mich das Holz nicht voll im Gesicht. Es streifte meine rechte Stirnseite.

Die Tür war wuchtig aufgerammt worden, der Treffer dementsprechend. Ich hatte das Gefühl, als wollte mein Schädel auseinanderfliegen. Die berühmten Sterne zerplatzten vor meinen Augen, die Welt drehte sich, ich schwankte und wußte gleichzeitig, daß meine Schwäche dem Mondschein-Mörder eine Chance bot.

Eliza Farland schrie wie eine Sirene. Sie feuerte ihren Beschützer an, mir endlich den Tod zu geben.

Ich war noch weiter zurückgesprungen, mit dem Rücken an der Zimmerwand gelandet und hatte ein Bild vom Haken gerissen. Beide Frauen standen, eine lachte in wildem Triumph, die andere war totenblaß, denn der Killer wollte mich vernichten.

Es war kein Schatten!

Ein kompaktes, graues Wesen stand vor mir, eingehüllt in einen ebenfalls grauen Mantel. Sogar einen grauen Hut trug er, dessen Krempe so weit nach vorn in die Stirn gebogen war, daß ich vom Gesicht und besonders von den Augen kaum etwas sah. Nur ein schwaches rotes Leuchten strahlte unter der Krempe ab.

Aber ich konzentrierte mich auf etwas anderes. In der rechten Hand hielt er seine Waffe, das Messer aus Glas!

Es war verdammt lang, an den Seiten geschliffen. Licht funkelte im Material, grün und gelb zugleich. Er sprang auf mich zu und wollte mir die gläserne Klinge von unten nach oben in den Leib rammen.

Ich wich aus.

Wie ein heller Strahl fuhr die Klinge an mir vorbei und schabte über die Wand, wo sie einen langen Streifen in die helle Tapete riß.

Aus dem Mund des Mondschein-Mörders drang kein Wort, als er sich drehte und mich abermals angriff.

Diesmal parierte ich den Hieb. Meine Handkante erwischte ihn am Arm, und ich hatte das Gefühl gegen Eisen geschlagen zu haben, dermaßen hart war der Widerstand unter dem Ärmel.

Ich trat ihn in den Bauch.

Der Mörder kippte zurück, fiel über den Glastisch zwischen den beiden Frauen, doch der Tisch hielt und brach nicht zusammen.

Die Zeit der Ablenkung reichte mir, um meine Beretta zu ziehen.

Als Schatten hatte ihm die Silberkugel nichts anhaben können, bei einer normalen Gestalt würde das anders aussehen.

Das wußte auch Eliza Farland. Sie hatte zugeschaut, in ihrem Gesicht zuckte es, und sie entschied innerhalb einer winzigen Zeitspanne. »Nein, so nicht!«

Meine Waffe zielte bereits auf ihn, als mir die junge Frau in den Weg sprang. Hätte ich jetzt abgedrückt, wäre sie getroffen worden.

Gerade noch zog ich den Finger zurück.

»Verschwinden Sie!«

Eliza tat das Gegenteil. Sie griff mich an, während ich Imelda Miller schreien hörte.

Auf sie war mir die Sicht genommen.

So konnte ich nur hoffen, daß sie verschwinden würde.

Eliza klammerte sich fest. Sie hing an meinem rechten Arm wie ein Reckturner an der Stange. Ihre Augen hatten die doppelte Größe bekommen, das Gesicht war verzerrt, es zeigte einen sehr bösen Ausdruck, und sie spie mir ins Gesicht. Ihre Fingernägel kratzten über meine Hand.

Ich stieß sie weg.

Noch hielt sie fest, ich machte die Bewegung mit, dann holte ich aus und hämmerte ihr die flache Hand gegen die Wange. Ihr Kopf flog zur Seite. Die getroffene Stelle rötete sich schnell. Ihre grünblauen Augen schienen Blitze zu versprühen, und einen zweiten Treffer wollte sie nicht hinnehmen, denn sie ließ mich freiwillig los.

Mein Handgelenk brannte. Die spitzen Nägel hatten kleine, gerötete Mulden hinterlassen, aber ich hatte meine Beretta nicht aus der Hand fallen lassen.

Wo steckte der Killer?

Ich sah ihn nicht, nur Imelda Miller. Sie hockte neben dem Fenster auf dem Boden und stierte mich an. Aus einer kleinen Wunde an der Stirn rann Blut.

»Alles okay?« fragte ich.

»Ja – im Bad!«

Die Antwort reichte mir. Es war klar, daß sich der Killer noch in der Wohnung aufhielt. Er mußte seine Aufgabe beenden und einen zweiten Anlauf versuchen.

Ich lief durch das Schlafzimmer und sah die Tür zum Bad offen.

Dabei beging ich nicht den Fehler, den Raum sofort zu betreten, ich schob mich behutsam über die Schwelle und schaute in die verschiedenen Richtungen.

Er hielt sich der großen Wanne gegenüber auf, wo auch die Spiegel an der Wand hingen. Ein guter Platz für ihn, denn er bewies mir plötzlich seine Macht.

Innerhalb einer winzigen Zeitspanne löste er sich vor meinen Augen auf. Ich kam zu keinem Schuß. Aus dem kompakten Körper war ein grauer Schatten geworden. Für mich nicht mehr greifbar. Auch eine

Kugel hätte da nicht geholfen.
Eliza Farland erschien an der Tür. Ich schaute kurz hin, ihr plötzliches Lachen lenkte mich ab. Die Chance nutzte der Mondschein-Mörder. Lautlos bewegte sich der Schatten vor. Er löste sich vom Boden und beugte sich einem der Spiegel entgegen.
Die Fläche besaß auf ihn eine Sogwirkung. Sie schimmerte plötzlich in einem leicht grünlichen Schein, als hätte das Land dahinter ein Zeichen gegeben.
Dann tauchte er ein!
Der Schatten war lang, gleichzeitig zog er sich zusammen und nahm die Enge eines Armes an.
Ich hatte das Nachsehen und hörte noch immer die Freude der Eliza Farland.
Den Triumph wollte ich weder ihr noch dem Mondschein-Mörder gönnen. Wenn das Tor zu Aibon schon einmal offenstand, weshalb sollte ich es nicht auch nutzen, denn breit genug war der Spiegel.
Mein erster Besuch in Aibon wäre es auch nicht gewesen.
Ich sprang auf den Spiegel zu.
»Bist du wahnsinnig?« keuchte Eliza von der Tür her.
Schon spürte ich die Magie. Auch auf mich reagierte sie wie ein Sog. Wie von selbst lösten sich meine Beine von den hellen Fliesen, als sich der Spiegel regelrecht öffnete.
Ich hatte den Eindruck, ein Vogel zu sein, der fliegen konnte.
Vornübergebeugt tauchte ich in die Fläche ein, aber ich merkte, daß ich nicht allein war.
Hinter mir bewegte sich ebenfalls eine Person, deren warmer Atem meinen Nacken streifte.
Es war Eliza Farland, die sogar noch lachen konnte, bevor sie sagte: »Nicht du allein, Sinclair, nein, ich bin auch dabei…«
Dann hatte uns das Tor verschlungen…

***

Ich wollte nicht gerade von einer weichen Landung sprechen, da war wohl etwas anderes, denn ich landete überhaupt nicht. Ich war einfach nur einen Schritt gegangen und hatte damit Dimensionsgrenzen überwinden können.
Aibon war um mich!
Ich hätte es auch mit geschlossenen Augen herausgefunden. Diese Luft, diese Milde, dieser Duft, das alles war so einmalig und so wunderschön, wie man es auf der normalen Welt an keiner Stelle erlebte. Dazu gehörte schon ein besonderes Land.
Unter meinen Füßen befand sich kein Teppich, obwohl die Unterlage ebenso weich war. Ich schritt durch sehr grünes und dichtes Gras weiter, den Blick nach vorn gerichtet und auch gegen den Himmel

schauend, der wie eine matt glänzende, türkisfarbenen Fläche hoch über mir lag.

An gewissen Stellen dieses geheimnisvollen Reiches wurde es nie richtig dunkel. Wenn die Nacht hereinbrach, dann nahm der Himmel eben diese Farbe an.

Okay, ich war da, ich hatte es geschafft. Nur mußte ich mich fragen, ob es die anderen beiden ebenfalls gepackt hatten? Bestimmt, und sie hätten auch in meiner Nähe sein müssen, was allerdings nicht der Fall war, denn ich sah weder den Killer noch seine Freundin.

Allein stand ich in der Landschaft!

Ein typischer Vergleich, denn es gab in Aibon fast nur Landschaft.

Auf der positiven ebenso wie der negativen Seite, nur sahen die Landschaften verschieden aus.

Ich war nicht im Reich des Druiden Guywano gelandet, sondern stand zwischen den grünen Hügeln einer weiten Fläche, die tief im Hintergrund einfach von der türkisfarbenen Dunkelheit aufgesaugt wurde. Für welche Richtung ich mich entschied, war egal. Ich konnte praktisch in jede gehen und nur darauf hoffen, daß ich den Mondschein-Mörder oder seine Helferin erwischte.

Lebewesen sah ich, leider nicht die beiden. Hoch über mir schwebten breite Teppiche. So jedenfalls sahen die Schatten für mich aus, die sich langsam dem Erdboden entgegensenkten und in meine Nähe flogen. Ich hörte das Rauschen ihrer Flügel und sah auch die weißen Hälse hinter den schmalen Köpfen mit den langen Schnäbeln.

Von mir wollten sie nichts, sie hatten sich nur die Landeplätze in der Nähe ausgesucht.

Drei Vögel warteten darauf, daß sich etwas tat oder rührte. Ich bewegte mich ebenfalls nicht, so belauerten wir uns, und eines der Tiere hüpfte plötzlich vor.

Für mich waren es Aibon-Geier, und sie ernährten sich von Aas, wie bei uns.

Hinter einem dichten Strauch war der Vogel verschwunden. Die Zweige zitterten, als er sich heftig bewegte und dann wieder zum Vorschein kam. Er hüpfte einige Yards, bewegte dabei nickend seinen langen Hals, auch den Schnabel, der eine andere Form bekommen hatte, denn zwischen den beiden Hälften klemmte etwas, das aussah wie ein Arm oder eine Hand.

Dann stieg der Geier mit trägen Flügelschlägen auf.

Sekunden später hatte auch ich das Gebüsch erreicht, schaute dahinter und erbleichte.

Dort lag ein Toter!

Kein Mensch, auch wenn er menschenähnliche Züge besaß. Ich sah ihn eher als eine Mischung aus Zwerg und Troll an. Weshalb er gestorben war, wußte ich nicht, aber die Spuren an seinem Körper

sagten mir, auf welche Weise man ihn getötet hatte.

Durch mehrere Stiche mit dem Messer. Aus tiefen Schnittwunden war dunkles Blut gequollen. Das Aibon-Blut besaß keine rote Farbe, sondern eine grünbraune.

Die Geier hatten genau gespürt, daß es Nahrung für sie gab, und waren hingeflogen.

Obwohl es mich Überwindung kostete, bückte ich mich und faßte den Toten an. Mit der Hand strich ich über die rechte Gesichtshälfte.

Die Haut war noch warm. Lange konnte dieser Zwerg noch nicht tot sein. Also mußte er dem Mondschein-Mörder direkt über den Weg gelaufen sein, als dieser gelandet war.

Ich richtete mich wieder auf. Wohl fühlte ich mich an diesem Fleckchen Erde nicht, obwohl mir das Land Aibon wirklich nicht feindlich gesonnen war.

Ich besaß hier Freunde, unter anderem den roten Ryan, aber der war möglicherweise weit entfernt. Zudem wollte er mit dem Fall nichts zu tun haben.

Es war mein Vorteil, daß ich die kleine, lichtstarke Lampe ständig bei mir trug. Obwohl das Licht zu sehen sein würde, ging ich das Risiko ein, in seinem Schein nach Spuren zu suchen. Zumindest Eliza Farland mußte welche hinterlassen haben, denn auch meine Füße hatten das Gras stark eingedrückt.

Ich ging zunächst einen engen Kreis, vergrößerte ihn aber, leuchtete nach und hatte Glück.

Es gab Fußspuren im Gras!

Sie führten in eine bestimmte Richtung. Ob Osten, Westen, Süden oder Norden, davon hatte ich keine Ahnung. Für mich war wichtig, daß ich ihnen folgte.

Kaum hatte ich mich von der Leiche entfernt, stiegen die Geier wieder hoch, drehten sicherheitshalber einige Kreise, bevor sie neben dem Toten landeten.

Sie waren wirklich die Polizisten und Umweltschützer der Natur.

Ich schritt durch ein sehr stilles Land, in dem ich nur das Säuseln des Windes vernahm.

Es war wunderbar ruhig, manchmal fühlte ich mich wie in Watte eingepackt, regelrecht eingelullt, aber ich war trotzdem auf der Hut.

Deckungen gab es genug. Auf der Grasfläche wuchsen oft genug Busch- und Strauchinseln.

Daß Aibon von Zwergen, Gnomen oder Trollen bewohnt war, wußte ich fängst. Diese Wesen besaßen überall verteilt ihre kleinen Ansiedlungen und Dörfer. Allerdings lagen sie sehr versteckt, oft an Waldrändern, wobei ihnen der dichte Wald Deckung bot.

Schon längst hatte ich den Schatten an der rechten Seite gesehen.

Er zog sich lang, dahin, war auch sehr breit, und ich konnte mir

vorstellen, daß in diesem Waldstück die Zwerge und Trolle hausten. Sie waren unterschiedlich, aber sie vertrugen sich.

Manchmal war die Luft auch erfüllt vom Klang der Feenglocken.

Ich mußte an die kleine Fee Perlhaut denken, die ich kennengelernt hatte, als die Horror-Reiter sie jagten, denn diese vier Dämonen gehörten zu denjenigen, die Aibon kontrollieren wollten.[1]

Das hatten sie nicht geschafft, aber sie hatten Spuren des Grauens und der Verwüstung hinterlassen.

Ich bewegte mich auf den Wald zu. Der türkisfarbene Himmel strahlte noch etwas von seinem Glanz ab und legte ihn wie einen feinen Puderzucker auf die Kronen der hohen Bäume. Das Licht hatte sich auch in die Lücken zwischen den Zweigen und Ästen verteilt, es gab dem Wald eine ganz andere Note. Auf mich wirkte er verwunschen und geisterhaft. Ihm traute ich zu, daß er den Feen und Elfen eine Heimat bot.

Natürlich versäumte ich es nicht, immer wieder auf Spuren zu achten. Einige Male waren mir Druckstellen im Gras aufgefallen, aber nur sehr unregelmäßig. Ich wußte nicht, ob sie nun zu Eliza oder zu dem Mondschein-Mörder gehörten.

Dem Namen nach paßte er ebenfalls in diese Nacht, denn am Himmel stand tatsächlich der Mond. Auch er leuchtete türkisfarben und sah sogar wertvoll aus.

In der Nähe des Waldrands wuchs das Gras höher. Zwischen den einzelnen Halmen streckten Blumen ihre Blüten hervor und schaukelten mit ihren schweren Knospen.

Eine Idylle, fürwahr, aber das war der Platz in Irland auch gewesen, und dann hatte ich den Harfenklang gehört und die grünen Skelette gesehen, die versuchten, mich mit den Harfensaiten zu zerschneiden. Deshalb achtete ich auch hier auf Fäden, die zwischen den Bäumen und Ästen gespannt sein konnten.

Ich hatte keinen Beweis, als ich vor dem Wald stehenblieb, und verließ mich voll und ganz auf mein Gefühl.

Es sagte mir, daß einiges nicht in Ordnung war. In dieser grünlichschwarzen Dämmerung zwischen den Bäumen schien das Unheil zu lauern.

Die Nacht war ungemein still. Kein Säuseln, keine kurzen, abgehackten Tierschreie, auch nicht das helle Glockenläuten der Feen und Elfen, wenn sie durch die Luft wischten und sich dabei ihre gläsernen Ketten bewegten.

Stundenlang konnte ich nicht auf dem Fleck stehenbleiben und suchte einen einigermaßen passablen Eingang. Egal, an welcher Stelle ich den Wald betrat, Schwierigkeiten würde es immer geben, wenn ich mich durch das Unterholz wühlte.

Er bestand aus zahlreichen Armen und Krallen. Wenn Holz knackte,

kamen mir die Geräusche laut wie Schüsse vor. Im weichen Boden, der eine Schicht aus Moos und Blättern bildete, hinterließen meine Füße Abdrücke. Andere entdeckte ich nicht.

Wie ein geisterhafter Strahl huschte das Licht der Lampe durch das Dickicht. Es fand immer Lücken, fuhr über Spinnweben hinweg oder ließ die Rinde der Bäume kalkig aussehen.

Ohne auf irgendeine Richtung zu achten, wühlte ich mich tiefer hinein in den Wald. Einmal fand ich sogar einen schmalen Pfad, leuchtete ihn ab und entdeckte tatsächlich Spuren.

Hier war jemand hergegangen.

Ich blieb stehen. Die Spuren wiesen nach vorn. In diese Richtung schickte ich auch den Lampenstrahl, der diesmal sogar ein Ziel erwischte, von dem ich nichts Genaues erkennen konnte. Ich sah nur, daß mein Licht gebrochen und gleichzeitig reflektiert wurde, als wäre es gegen irgendwelche Spiegel oder Scherben gefallen.

Konnte das sein?

In Aibon war alles möglich. Diese Welt setzte sich aus zahlreichen kleinen Wundern zusammen.

Sehr langsam folgte ich dem schmalen Pfad. Meine Füße verursachten kaum Geräusche, so sanft setzte ich sie auf, immer damit rechnend, eine böse Überraschung zu erleben.

Die mörderischen Fäden versperrten mir diesmal nicht den Weg.

Ich erreichte eine Lichtung. Der Anblick, der sich mir bot, raubte mir den Atem.

Aibon war tatsächlich das Land der Überraschungen. Ich hatte eine Lichtung erreicht, die seltsamerweise nicht von Bäumen umgeben wurde, sondern von aus dem Boden hochwachsenden spiegelnden Kristallen, die samt und sonders nach oben hin spitz zuliefen und mich an das gläserne Messer des Mondschein-Killers erinnerten.

Wenn ich die Hand mit der Lampe heftig bewegte, so fuhr der Kegel über die Flächen hinweg, warf zahlreiche Reflexe, wurde gebrochen, und innerhalb der Scherben entstanden die sieben Lichtstreifen eines Prismas.

Weshalb wuchsen die Scherben aus der Lichtung hoch? Befand sich hier die Heimat des Mondschein-Mörders? War die Gestalt hier geboren worden? Ich wußte es nicht, ging weiter auf die freie Fläche zu und vernahm von einigen Seiten das Rascheln.

Ich drehte mich.

Da kamen sie!

Wie die Fliegen fielen sie auf mich nieder, nur daß es nicht so viele waren.

Die kleinen, grünen Skelette, die mich auch schon in Irland hatten umbringen wollen.

Diesmal holten sich die Wesen innerhalb kürzester Zeit ihre Waffen.

Sie huschten auf die Glasspitzen zu und zogen etwas heraus.
Dünne Fäden, wie Harfensaiten, die sie zwischen ihre grünen Finger spannten und mit ruckartigen Bewegungen stramm zogen.
Es stand für mich fest, daß sie mich mit diesen dünnen Saiten erdrosseln wollten, sie hatten mich eingekreist, und ich überlegte, während sie den Kreis enger zogen, wie ich ihnen zu Leibe rücken sollte.
Ich zählte sechs Gegner.
So viele Kugeln steckten auch im Magazin meiner Waffe. Dennoch hielt ich mich zurück, mußte Silberkugeln sparen, nahm statt dessen das Kreuz und sah, daß es in die Magie des Landes geraten war, denn es hatte seinen grünen, aibonhaften Schleier bekommen.
Der Dolch konnte möglicherweise reichen. Er hatte mir schon einmal gute Dienste erwiesen.
Als ich ihn hervorzog, sprang mich das erste Skelett an. Es hüpfte auf mich zu, dabei wirkte es sogar noch lächerlich, nur verging mir das Lachen, als ich sah, wie scharf die Saite war, die vor meinen Augen erschien.
Ich zog den Silberdolch von unten nach oben, erwischte nicht nur die Saite, auch das Skelett bekam die Spitze in den Schädel gerammt. Der Knochenkopf verzischte ebenso wie die Mordsaite.
Ich drehte mich, holte auch den nächsten Gegner von den Beinen.
Den dritten erwischte ich nicht, weil er sich über den Boden rollte.
Aber ein viertes Skelett sprang mich an und umschlang mit seinem Band mein rechtes Bein in Kniehöhe.
Jetzt fiel ich zu Boden. Der weiche Untergrund dämpfte den Aufprall. Ich lag auf dem Rücken, den Blick nach oben gerichtet, wo die grünen Knochenköpfe sich außerhalb meiner Reichweite hielten, denn die hatten die Kraft des Dolches zu spüren bekommen.
Das Band schnitt scharf in meine Hose, durchtrennte den Stoff, geriet an die Haut, was mich wütend machte.
Mit einer halbhoch geführten Handbewegung verschaffte ich mir Luft, denn der Dolch erwischte den Knochenmann.
Er ging ein.
Ich wollte wieder in die Höhe, als ich plötzlich etwas hörte.
Flötenklänge…
Nur einer spielte so, der rote Ryan!
Nicht nur ich hatte die Klänge gehört, auch die grünen Skelette nahmen sie wahr. Für sie mußten die Melodien so etwas Ähnliches wie eine Folter bedeuten, denn sie nahmen Reißaus.
Die drei Gestalten kamen nicht weit. Bis zu den Grenzen, wo die Kristalle wuchsen, ließ der rote Ryan sie gehen, dann blieben sie stehen und zerrieselten vor meinen Augen zu kristallinem Staub. Sie konnten die Melodie nicht vertragen.

Ich saß im Gras und betrachtete mein Bein. Es schmerzte in Höhe des Oberschenkels, aber eine Wunde hatte das scharfe Band glücklicherweise nicht hinterlassen.

Abermals erlebte ich einen märchenhaften, unerklärbaren Vorgang. Der rote Ryan hatte nicht den gleichen Weg genommen wie ich, er schwebte aus der Höhe her zu mir hernieder, und dabei verstummte das Spiel seiner Flöte allmählich.

Er war hier in Aibon zu einer Art Schutzengel für mich geworden, und nickte mir zu, als er festen Grund unter den Füßen hatte.

»Danke für die Hilfe, Ryan.«

Aibons »Papageno« schüttelte den Kopf. »Ich hätte nicht gedacht, daß man dich weglockt!«

»Wieso das?«

Er schaute sehr ernst. »Du hast dich wirklich nach Aibon hineinlocken lassen, John.«

»Moment mal.« Mit einem Ruck stand ich auf den Beinen. »Das geht wohl nicht ganz. Ich habe den Mondschein-Mörder und seine Helferin verfolgt. Sie sind durch ein transzendentales Tor in dieses Land gelangt. Ich habe ihre Spuren verfolgt.« Während der Worte deutete ich einige Male zu Boden. »Allerdings bekam ich sie noch nicht zu Gesicht. Da sagst du mir, daß ich in eine Falle gelockt worden bin.«

»Ich bleibe dabei.«

»Okay, das mußt du mir erklären.«

»Schau dich um. Hier wachsen die magischen Kristalle, die aus den Leibern der toten Elfen und Feen entstanden sind. Du hast einen kleinen Elfenfriedhof gesehen, der von den grünen Skeletten bewacht wird. Das sind ebenfalls feenhafte Wesen, allerdings schon tot. Sie haben sich nur während ihres Lebens auf die falsche Seite gestellt und sind dazu verflucht worden, als Skelette umherzugeistern. Da sie die richtigen Toten beneiden, treiben sie sich oft nahe der Friedhöfe herum. Sie gehorchen jedem, der ihnen die Erlösung verspricht, das hat der Mondschein-Mörder genau gewußt, John.«

»Gut, du weißt viel. Kannst du mir auch sagen, wohin er verschwunden ist?« Ich bewegte beide Arme kreisförmig. »Wo soll ich suchen, Ryan?«

»Nicht hier.«

»Ja, Aibon ist groß.«

»Auch nicht in Aibon, John. Der Mondschein-Mörder ist längst wieder zurückgekehrt.«

»Moment mal…« Ich merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg.

»Nein, doch nicht in meine Welt.«

»Leider ja, John!«

Für mich gab es keinen Grund, dem roten Ryan nicht zu glauben.

Ich stierte ihn an. Hinter meiner Stirn wirbelten die Gedanken, und

es waren verdammt keine guten.
»Kennst du auch den Ort?«
»Natürlich. Wir müssen dorthin, wo er es schaffte, nach Aibon zu gelangen.«
»Bei Madame Imelda!«
»Da kennst du dich besser aus.«
Blitzschnell war ich bei ihm und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Ryan, wirst du mir helfen. Man hat mich reingelegt. Jetzt muß ich Menschenleben retten.«
»Deshalb kam ich, John…«
Ich bekam trotzdem Furcht, es nicht mehr rechtzeitig zu schaffen.
So genarrt wie der Mondschein-Mörder hatte mich selten jemand…

***

Glenda Perkins hatte unbedingt mitfahren wollen, war aber von Suko dazu verdonnert worden, normal Feierabend zu machen, und hatte sich schmollend verzogen.
Auf dem Gang war Suko noch mit Sir James zusammengetroffen und hatte kurz mit ihm gesprochen. Der Superintendent wollte natürlich, daß der Inspektor seinem Freund und Kollegen John Sinclair die nötige Rückendeckung gab, und so fuhr Suko ebenfalls dorthin, wo sich der Geisterjäger befand.
Nichts störte seine kleine Reise durch London. Allerdings hatte er Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, kurvte einige Male durch die Gegend, bis er das Haus entdeckte und auch das erleuchtete Dreieck über dem Dach hochwachsen sah.
Am Straßenrand fand Suko eine Lücke, wo er den BMW abstellen konnte. Er verschloß ihn sehr sorgfältig und näherte sich dem Haus.
Hochgehen oder draußen warten?
Suko entschied sich für die erste Möglichkeit, auch wenn er John möglicherweise in die Quere kam.
Er wollte schellen, was nicht nötig war, denn ein elegant gekleidetes Paar verließ das Haus.
Der Mann stellte sich dem Inspektor sofort in den Weg. »Wo wollen Sie denn hin?«
»Zu Mrs. Miller!«
Arrogant schaute der Kerl Suko von oben bis unten an, und seine Begleiterin sah aus, als wollte sie jeden Moment ausspucken. Es waren widerliche Typen.
Suko hätte ihnen etwas Entsprechendes erwidern können, er verzichtete darauf und präsentierte seinen Ausweis.
»Ach, ein Polizist.«
»Ich freue mich, daß Sie auch lesen können.«
»Werden Sie nur nicht frech.«

»Gehen Sie mir aus dem Weg, Mister.«
In Sukos Stimme schwang ein Klang mit, der den Mann warnte.
Achselzuckend gab er den Weg frei.
Der Inspektor hörte noch, wie die in einen Pelzmantel gehüllte Frau eine spitze Bemerkung losließ. »Die nehmen bei der Polizei heute auch jeden, sogar Asiaten.«
»Hoffentlich kommen mal andere Zeiten.«
Suko konnte über soviel Borniertheit nur den Kopf schütteln. Wenig später hatte er das Paar vergessen! Madame Imelda war wichtiger. Zu ihrer Wohnung fuhr er mit dem Lift hoch…

***

Imelda Miller hockte auf dem Boden wie ein Häufchen Elend. In manchen Augenblicken zweifelte sie an ihrem Verstand oder hatte sogar geglaubt, ihn zu verlieren, denn was ihr in den letzten Minuten geboten worden war, das konnte sie einfach nicht begreifen. Mit dem normalen Menschenverstand jedenfalls war es nicht zu fassen, selbst für sie als Astrologin nicht, die gewisse Tatsachen aus einem anderen Blickwinkel als die Mehrzahl der Menschen sah.
Mit diesem verfluchten Buch hatte alles begonnen. Sie haßte es, und sie spürte diesen Haß wie eine Flamme hochkochen. Wenn eben möglich, wollte sie das Buch zerstören, verbrennen, zerstückeln, zerschneiden…
Wirre Gedanken jagten durch ihr Hirn. Auch körperlich fühlte sich die Frau unwohl. Heiße und kalte Schauer wechselten auf ihrem Rücken ab, an der Stirn brannte die Wunde. Dort hatte die gläserne Klinge des Mondschein-Mörders sie noch gestreift.
Für Stunden wollte sie nicht vor dem Fenster hockenbleiben. Zudem fiel ihr die Stille innerhalb der Wohnung auf. Die drei Personen hatten sie verlassen, aber Madame Imelda wußte genau, daß sie nicht durch die Tür hinausgegangen waren.
Wie waren sie dann verschwunden? Fenster standen ebenfalls nicht offen. Es mußte der dritte Weg gewesen sein, den sie kaum nachvollziehen konnte, obwohl sie seine Öffnung erlebt hatte, als sie in der Badewanne saß.
Der Spiegel!
Diesmal rann es kalt ihren Rücken hinab, als sie an die einzelnen Flächen im Bad dachte. Der Spiegel war ein Tor, das Dimensionen miteinander verband. Da gab es Menschen und Wesen, die es als Zugang in andere Welten benutzten.
Auch John Sinclair!
Sie hatte viel Vertrauen in den Mann gesetzt und gehofft, daß er den Mondschein-Mörder stellen konnte.
Es war ihm nicht gelungen. Wahrscheinlich hatte der Killer noch die

Oberhand behalten. Sinclairs Reise in die andere Welt würde zu einer Reise ohne Wiederkehr werden.

Imelda Miller dachte weiter. Wenn all das tatsächlich eingetroffen war, dann konnte sie nicht in der Wohnung bleiben, denn der Mondschein-Mörder würde zurückkehren und sie töten.

Am enttäuschendsten für sie war zudem, daß ihre eigene Sekretärin, der sie sehr vertraut hatte, zu dem Killer übergelaufen war. Damit wurde sie nicht fertig.

Madame Imelda stand schwerfällig auf. Der Boden schwankte, sie stützte sich an einem Stuhl ab und überlegte, ob sie einfach wegrennen und auch Sir James informieren sollte.

Das hob sie sich für später auf, denn zunächst interessierte sie der Fluchtweg. Obgleich sie sich fürchtete, wollte sie noch einen Blick in das Bad werfen.

In der eigenen Wohnung kam sie sich fremd vor, als sie das Schlafzimmer durchquerte. Die Wunde an ihrer Stirn schmerzte. Da pochte das Blut, aber es quoll nicht mehr hervor. Das Gesicht war erhitzt, auf ihrem Rücken aber lag eine Eisschicht.

An dem zerwühlten Bett ging sie vorbei. Der weiche Teppich war verschoben und über die Türschwelle gerutscht, so daß er halb im Badezimmer lag.

Madame Imelda traute sich kaum, einen Blick in den Raum zu werfen. Die Angst saß wie ein Stachel, der sich immer tiefer in ihren Körper hineinfraß.

Dann schaute sie gegen die Spiegel. Im Normalfall hätte sie sich sehen müssen. Jetzt ahnte sie ihre Umrisse mehr, als daß sie welche sah, denn die Spiegelflächen zeigten eine Veränderung. Sie waren grau geworden.

Nichts Blankes mehr, nur dieser fade, graue Streifen. Das Badezimmer wirkte deshalb düster wie eine Höhle.

»Sie sind weg«, flüsterte Imelda Miller, »sie sind tatsächlich verschwunden. Der Spiegel hat sie verschluckt – o Gott!« Die Astrologin stand bewegungslos im Raum. Zum erstenmal jedoch spürte sie jenen Hauch von Magie, der über ihren Rücken streifte. Sie hatte das Gefühl, von den Kräften einer anderen Welt gestreift zu werden, in der sich die Zeiten mischten.

Dieser Raum gehörte nicht mehr zu ihr. Er war ihr so fremd geworden, anders.

Weg, sie wollte weg!

Auf der Stelle kehrte sie um, kopfschüttelnd durchquerte sie ihr Schlafzimmer, blieb inmitten des dort herrschenden Chaos stehen und sah auch das Buch, mit dem praktisch alles begonnen hatte.

Der Titel fiel ihr ins Auge.

Sie las ihn mehrmals, obwohl sie ihn kannte. Dann bückte sie sich

und hob das Buch auf.

Auf einmal überkam sie der Haß. Er war wie eine Welle, die alles überdeckte. Ja, sie haßte das verdammte Buch. Sie wollte nicht mehr, daß es existierte, sie wollte es vernichten. Vielleicht erreichte sie damit etwas.

Mit spitzen Fingern nahm sie das Buch an sich. Mit ihrer »Beute« ging sie in die Küche, wo sie es auf die Arbeitsplatte warf. Dann öffnete sie eine Schublade.

Wohlgeordnet lagen die verschiedenen Küchenmesser nebeneinander. Manche besaßen breite, andere wiederum schmale Klingen.

Auch waren sie unterschiedlich hart.

Für ihre Tat suchte Imelda ein besonders widerstandsfähiges Messer. Es würde nicht einfach sein, das Buch zu zerstören. Zerschneiden und zerhacken, etwas anderes kam für sie nicht in Frage.

Mit der Hüfte rammte sie die Schublade wieder zu. Das kalte Licht einer Kochleuchte verteilte sich auf der Arbeitsplatte. Noch einmal nahm sie genau Maß.

Den Messergriff hielt sie mit beiden Händen umklammert, so konnte sie mehr Kraft in ihre Aktionen legen.

Ein verbissener Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, als sie das Messer nach unten rammte.

Die Spitze hackte in den dickeren Umschlag, steckte fest. Sie riß das Messer wieder hervor und stieß erneut zu. Immer wieder. Der dunkle Umschlag wurde zerfetzt. Imelda wollte mehr. Sie schlug das Buch auf. Es war ihr egal, welche Seiten sie traf, Hauptsache das Buch wurde zerstört.

Imelda keuchte. Tränen waren in ihre Augen getreten. Die Wut überschwemmte sie weiter, und sie achtete dabei nicht auf ihre Umgebung. Dabei hätte sie vorsichtig sein müssen, denn das Tor in die andere Welt war noch nicht geschlossen.

Daß sich ein Schatten durch ihre Wohnung bewegte, bekam sie nicht mit. Eine Gestalt war es, die so leise ging, als wäre sie körperlich überhaupt nicht vorhanden.

An der Tür blieb sie stehen. Dort wartete sie in Ruhe ab. Erst nach einigen Sekunden meldete sie sich mit einer spöttisch klingenden Stimme.

»Das wäre aber nicht nötig gewesen, Madame!«

Imelda erstarrte. Die Hand mit dem Messer blieb auf halbem Weg stehen. Die Stimme hatte sie wieder in die Realität zurückgerissen, und sie fuhr auf der Stelle herum.

In der Tür lehnte Eliza Farland und schaute sie spöttisch an!

***

Wer sie so sah, hätte in ihr niemals eine gefährliche Person vermutet.

Im Gegenteil, sie wirkte mehr wie ein Engel, der aus großer Höhe herabgestoßen war, um den Erdenbewohnern einen Besuch abzustatten. Doch ein Blick in ihr Gesicht täuschte. Da war kein engelhafter Ausdruck zu erkennen, es wirkte eisig und abweisend.

Selbst die blaugrünen Augen schienen zu Eis geworden zu sein. Das Haar umgab den Kopf wie eine gewaltige Flamme und schien zu knistern.

»Was willst du?« keuchte Madame Imelda. »Was willst du noch hier, verdammt? Hättest du nicht in deiner Welt bleiben können, zum Henker? Was also hast du hier zu suchen?«

»Ich spiele Schicksal!«

»Du?« Imelda wollte lachen, doch ihr fiel ein, daß die Person möglicherweise nicht unrecht gehabt hatte. Die konnte, wenn sie es wollte, tatsächlich Schicksal spielen. Und sie würde sogar ihr zum Schicksal werden, wenn sie nicht achtgab.

Imelda konzentrierte sich zwar auf Eliza Farland, dachte aber an den Killer. »Wo ist der Mondschein-Mörder?« fragte sie. »Hast du ihn auch mitgebracht?«

»Vielleicht…«

Imelda stellte sich auf die Zehenspitzen, weil sie an Eliza vorbeisehen wollte. Das gelang ihr auch. Im Flur entdeckte sie keine zweite Gestalt. Der Mörder schien nicht mitgekommen zu sein. Eliza war allein. Imelda war allein, und die Astrologin wußte, daß Eliza ihr gegenüber kein Pardon kennen würde.

Umgekehrt war es auch nicht!

Mit der Zungenspitze fuhr die Astrologin über ihre Lippen. Sie hoffte stark, sich soweit in der Gewalt zu haben, daß die Person vor ihr nichts merkte. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, der ihr weiteres Leben radikal ändern würde, wenn sie mit ihrer Aktion Erfolg hatte.

Mit einem schnellen Schritt trat sie von der Platte weg. Das Messer nahm sie mit und drehte es so, daß die Klinge genau auf den Körper der Eliza Farland zielte. »Nur wir beide, Eliza! Nur wir beide. Verstehst du mich?«

»Sicher, Madame. Sie wollen mich töten!«

»Genau, Eliza, genau. Ich will dich töten. Ich will dich umbringen. Ich werde dich mit meinem Messer traktieren. Du wirst das Grauen erleben, das schwöre ich. Du wirst an deinem eigenen Blut ersticken, wenn ich dich vernichte.«

Sie hatte sich in Rage geredet und mußte sich selbst zur Ordnung rufen. Nur nichts überstürzen, nur nicht die große Blöße zeigen, sonst bekam die andere Oberwasser.

»Kommen Sie her, Madame!«

Imelda nickte. »Worauf du dich verlassen kannst. Wer einen Mörder unterstützt, ist es nicht wert, am Leben zu bleiben, das schwöre ich

dir, Eliza.«

»Er hat mir das Leben gerettet, Madame. Ich habe ihn damals befreit. Als er mich rettete, war er nur ein schemenhaftes Etwas, ein Ausgestoßener, ein Verfluchter seiner Welt. Das alles habe ich in dem Buch niedergeschrieben. Du hättest weiterlesen sollen, dann wäre dir einiges klargeworden. Er rettete mein Leben, ich muß mich ihm gegenüber dankbar zeigen, wenn du verstehst.«

»Nein, ich verstehe es nicht. Vielleicht will ich es auch nicht begreifen. Ich weiß nur, daß Menschen wie du kein Recht mehr haben, andere zu töten. Und deshalb will ich auch, daß du stirbst, Eliza. Hast du mich verstanden?«

»Sehr gut.«

Imelda ging weiter. Soweit sie erkennen konnte, trug Eliza Farland keine Waffe bei sich. Es würde leicht werden und trotzdem wahnsinnig schwer, denn die Astrologin hatte noch nie einen Menschen getötet. Auch jetzt fragte sie sich, ob sie es schaffen konnte.

Eliza Farland wich zurück. In der Türöffnung hatte sie keinen Platz. Mit raschen Schritten entwich sie in den Wohnraum und erreichte ihn vor Imelda Miller, die grell auflachte. »Keine Sorge, du kannst dich nicht verkriechen. Ich werde dich sogar in die andere Welt verfolgen, wenn es sein muß.«

»Tatsächlich?« höhnte die junge Frau.

»Ja, in die andere Welt. Du sollst es nicht schaffen. Du mußt vernichtet werden.«

»Und der Mondschein-Mörder?«

»Um den werden sich andere kümmern.«

Diesmal lachte Eliza. »Himmel, was bist du dumm! Wer soll sich denn um ihn kümmern?«

»Sinclair, zum Beispiel.«

Die Farland nickte. »Ja!« rief sie triumphierend aus. »Das hat er sogar versucht, dein Leibwächter, aber er hat es nicht geschafft, Madame. Sinclair hat uns in die andere Welt verfolgt und konnte es nicht packen. Vorbei.«

Sie hatte es tatsächlich geschafft, Imelda zu irritieren. »Was sagst du da?«

»Sinclair hat verloren.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Die Farland lachte leise. »Schade, daß du ihn nicht sehen kannst. Er ist uns gefolgt, das stimmt schon, aber in Aibon war die Falle für ihn aufgebaut, und der ist er nicht entwischt, meine Teure. Das können Sie mir glauben.«

»Dann halt’ ich mich an dich!« schrie Imelda Miller und wuchtete mit einem Tritt einen umgekippten Beistelltisch aus dem Weg. »Ich werde dich fertigmachen, daran gibt es nichts zu rütteln, und ich werde den

Mondschein-Mörder auch noch bekommen…«

Daß sie es ernst meinte, stand fest. Auch Eliza Farland wußte es und gab genau acht.

Urplötzlich sprang Imelda Miller vor. Da Eliza sich darauf eingestellt hatte, war sie nicht so sehr von der Aktion überrascht worden.

Eiskalt wartete sie und reagierte erst dann, als die Klinge schräg gegen sie sauste.

Blitzschnell riß Eliza den Arm hoch. Es sah unheimlich gefährlich aus, wie ihr die Klinge entgegenraste, aber sie schaffte es, den Messerarm abzublocken.

Dann stieß sie zu.

Eine ähnliche Szene hatte sie einmal in einem Film gesehen. Bevor Imelda Miller noch zurückzucken konnte, rammte Eliza ihre Stirn in deren Gesicht.

Die Astrologin spürte einen wahnsinnigen Schmerz. Tränen schossen in ihre Augen und machten sie blind. Sie kam sich vor, als würde sie weggerissen. Aus ihrem Mund drangen gurgelnde Geräusche.

Das Tränenwasser rann an ihren Wangen entlang; der Schmerz explodierte unter der Schädeldecke, als wollte er sie in Stücke reißen.

Sie sah nicht, wohin sie ging, stolperte zurück und fiel über einen umgekippten Sessel.

Eine schreckliche Furcht, in die eigene Klinge zu fallen, überkam sie, als sie sich zur Seite rollte und ihr klar wurde, daß sie nicht mehr gewinnen konnte. Sie hatte keinen Beweis dafür, es war einfach das Gefühl, das ihr Bescheid gab.

Fahrig und noch immer auf dem Boden liegend wischte sie über ihre Augen und röchelte auf, als sie den Druck auf ihrer Brust spürte, der sich verdichtete und zu einem tiefen Schmerz wurde. Er bohrte sich durch ihren Körper, und sie wußte nicht, was es überhaupt bedeutete. Erst als sie die Augen öffnete und den Schatten schräg über sich sah, erkannte sie die ganze Wahrheit.

Eliza Farland stand vor ihr, hatte einen Fuß angehoben und ihn auf die Brust der Astrologin gesetzt.

»Ich… ich hab' noch das Messer!« keuchte Imelda.

»Willst du es denn einsetzen?«

»Ja, ich…«

Ein zweiter Fuß erschien. Er gehörte nicht Eliza Farland, war grau und sah häßlich aus.

Liegend drehte Imelda den Kopf, schielte hoch und sah neben sich die finstere Gestalt des Mondschein-Mörders…

***

Imelda Miller konnte nichts mehr fragen. Die Kehle wirkte wie zugeschnürt.

»Nun?«

Eliza hatte nur das eine Wort gesagt. In ihm allerdings schwang alles mit, was sie fühlte.

Genugtuung, Triumph, auch Haß und das Wissen, gewonnen zu haben. Endlich gesiegt.

Madame Imelda reagierte darauf nicht. Sie hatte nur Augen für den Mondschein-Mörder, der sich nicht rührte und neben ihr hochwuchs, aber kein Schatten mehr war, sondern schon Gestalt angenommen hatte, auch wenn sie nicht viel von seinem Gesicht erkennen konnte, weil die Hutkrempe zu weit nach unten gebogen war.

»Willst du uns immer noch töten?« fragte Eliza Farland. »Du kannst es versuchen.« Sie nahm den Fuß von Imeldas Körper weg, so daß die Frau wieder durchatmen konnte, aber trotzdem den Schmerz noch in ihren Lungen spürte.

Zugleich griff der Mondschein-Mörder in die Tasche des Mantels und holte eine Waffe hervor.

Das Glasmesser!

Er hielt es mit der Klinge nach unten. Sie sah aus wie ein spitzer Tropfen, ein funkelndes Etwas, das genau auf das Herz der liegenden Astrologin zielte.

»Ich hole dich jetzt!« versprach er mit seiner rauhen und roboterhaft klingenden Stimme.

»Soll sie aufstehen?«

»Sicher, Eliza.«

Der Mondschein-Mörder trat zurück und gab Imelda die Chance, auf die Beine zu kommen.

Nur schwerfällig gelang ihr dies. Sie keuchte laut. Die Augen brannten, die Wangen waren naß von Tränen.

Dann stand sie.

Eingerahmt wurde sie von ihren beiden Todfeinden. Ihr Messer lag irgendwo. Auch wenn sie es gehabt hätte, sie hätte es kaum benutzen können, dazu waren die anderen einfach zu stark.

»Soll ich sie festhalten?« hechelte Eliza. »Dann kannst du ihr den Todesstoß versetzen.«

»Wäre gut.«

Eliza wollte zugreifen. Sie hatte schon die Arme ausgestreckt, als Imelda einfiel, daß jetzt ihre letzte Chance gekommen war. Wenn überhaupt, dann diese.

Sie warf sich gegen ihre Sekretärin, schaufelte sie förmlich aus dem Weg, sah Eliza fallen und hatte freie Bahn zur Wohnungstür.

So schnell wie nie hetzte sie durch die Wohnung. Wenn sie jetzt nicht wegkam, war alles verloren.

Sie erreichte den Flur, hörte hinter sich nichts, sah die Tür, vernahm den Klang der Glocke – und spürte einen wahnsinnigen Schmerz in

ihrem Rücken.
Gleichzeitig hörte sie das dumpfe Geräusch des Aufpralls. Sie dachte an das gläserne Messer, wahrscheinlich steckte es in ihrem Rücken, aber sie besaß tatsächlich noch die Kraft, sich so weit vorzuwerfen, daß sie die Wohnungstür öffnen konnte.
Dann brach sie zusammen…

***

Suko war zwar nicht als Ahnungsloser gekommen, was er nach dem Klingeln erlebte, damit hatte er nicht rechnen können. Jemand öffnete die Tür einen Spalt, und es war Sukos Reaktion zu verdanken, daß sie nicht wieder zurückgedrückt wurde, denn er stellte einen Fuß vor und preßte ihn gegen das Holz.
Er hörte ein fürchterlich klingendes Stöhnen, ahnte Schreckliches und drückte mit seiner Schulter gegen die Tür, um sie weiter öffnen zu können.
Sie ließ sich nur wenig bewegen. Ein Gewicht hinderte sie daran.
Suko setzte noch mehr Kraft ein, schaffte einen größeren Zutritt – und sah zwei Dinge zugleich.
Madame Imelda lag auf dem Bauch. Sie versperrte die Tür. Auf ihrem Rücken glänzte ein nasser Blutfleck. Die Waffe, die für diese Wunde die Verantwortung trug, befand sich in der rechten Hand des Mondschein-Mörders, der durch den Flur rannte und in einem anderen Zimmer verschwand. Suko hätte sich gern um die Frau gekümmert, das war ihm nicht möglich, er mußte den Killer fangen.
Auch er jagte ihm nach. Die Tür stand einladend offen. Er sprang über die Schwelle – und hörte den spitzen, schrillen, überdreht klingenden Schrei.
Rechts von ihm war er aufgeklungen, und er wußte im Bruchteil einer Sekunde, daß er in eine Falle gelaufen war. Der Mondschein-Mörder besaß noch einen weiblichen Helfer.
Suko sackte zu Boden, als wären ihm die Beine unter dem Körper weggeschlagen worden.
Das war sein Glück. So jagte die Klinge über seinen Kopf hinweg.
Sie hätte ihn sonst an der rechten Wange erwischt. Er kam sofort wieder auf die Beine.
Der Tritt erwischte ihn am Kinn. Ob Fuß oder Knie, das hatte er nicht mitbekommen. Er flog nur zurück, sah Sterne vor seinen Augen aufblitzen und hörte wieder den schrillen Schrei der Frau, in dem ein wahnsinniger Triumph lag.
Suko war angeschlagen, deshalb reagierte er auch nicht schnell genug, als der Schatten auf ihn niederfiel. Der Mondschein-Mörder wollte es wissen.
Er fiel ihm entgegen, das Messer in der Hand, über dessen Klinge

noch Blut rann.

Suko rammte die rechte Hand hoch. Er konnte den ersten Stoß stoppen, aber er besaß nicht die Kraft, die nötig war, um den Arm endgültig abzuwehren.

Das gläserne Messer sank tiefer…

Suko dachte an seinen Stab. An ihn mußte er herankommen, und wieder gellte die weibliche Stimme an seine Ohren.

»Ich helfe dir, ich helfe dir…«

Jemand anderer half. Er war für keinen sichtbar, nur zu hören.

Geisterhaft durchwehte plötzlich dünner Flötenklang die Wohnung.

Ein Gruß aus Aibon…

***

»Laß mich das machen, John!« hatte der rote Ryan gebeten, und ich tat ihm den Gefallen. Wir waren durch den gleichen Weg wieder zurückgekommen, standen nun im Wohnraum und sahen die fürchterliche Szene genau vor uns.

Es fiel mir schwer, nicht einzugreifen, weil Sukos Lage lebensgefährlich war. Zudem stand Eliza Farland in seiner Nähe, ebenfalls mit einem Messer bewaffnet.

Der rote Ryan ging vor.

Und er spielte.

Es war eine typische Aibon-Melodie. Die Klänge, die im paradiesischen Teil gespielt wurden und für Geschöpfe des Bösen schlimm klingen mußten.

Auch für den Mondschein-Mörder!

Er stand plötzlich auf. Suko war vergessen. Sehr langsam schraubte er sich in die Höhe, war irritiert und schaute dem roten Ryan entgegen, der keinerlei Angst zeigte.

Er unterbrach sein Spiel, um den Killer anzusprechen. »Nicht in dieser Welt, Mörder, nicht in dieser. Hier kannst du deine Kenntnisse nicht einsetzen, hier wirken deine Tricks überhaupt nicht. Hier haben wir das Sagen.«

Der Mondschein-Mörder war irritiert. Er bewegte seinen Kopf so heftig, daß der Hut wegflog.

Haare besaß er keine. Wir starrten auf eine graue Glatze. Suko kam wieder auf die Beine. Er nickte mir zu, während er seine Dämonenpeitsche zog und einmal einen Kreis über den Boden schlug. Das geschah im Rücken des Killers.

Der starrte seine Waffe an. Mir kam sie vor wie ein Relikt aus dem gläsernen Elfenfriedhof. Würde er versuchen, sie gegen den roten Ryan einzusetzen?

Ich hielt meine Beretta in der Hand, zielte am roten Ryan vorbei auf den Mörder.

Der stand plötzlich still. Er bewegte seinen Kopf hektisch, dann drückte er die Schultern vor und glotzte den Mann aus Aibon an, der weiterspielte, was dem Mörder nicht gefiel. Beide Arme hob er an, preßte sie gegen seine Ohren.

Das Messer hatte er verloren. Waffenlos fiel er auf die Knie, den Blick gegen den flötenden Ryan gerichtet.

Keine Chance mehr!

Dann senkte auch der rote Ryan seine Hände, drehte sich zu mir um und sagte: »Er gehört euch. Ich habe ihn wehrlos gemacht. Vertilgt diese Gestalt des Bösen, dieses unwürdige Wesen aus Aibon, das damals schon verflucht gewesen ist.«

»Weshalb hast du ihn nicht getötet?« wollte ich wissen. »Du hast mir etwas verschwiegen, Ryan.«

»Das stimmt. Ich konnte ihn nicht töten. Wie auch Eliza Farland, so hatte er mir einmal das Leben gerettet. Deshalb bringe ich es nicht fertig.« Er wandte sich ab und verschwand ohne eine weitere Erklärung im Bad. Ich wußte, daß er wieder in seine Heimat zurückkehren würde.

»Jetzt, John!« sagte Suko.

Er schlug zu. Einmal, zweimal. Die Riemen der Dämonenpeitsche klatschten gegen den Rücken des Mondschein-Mörders, der zusammenzuckte und einen gräßlichen Schrei abgab.

Gleichzeitig platzte sein Körper auf. Erste Risse entstanden, grünbraunes Blut quoll hervor, während er über den Teppich rollte und dann als zerteiltes Wesen liegenblieb, anfing zu dampfen, denn sein Blut wirkte wie Säure und löste alles an ihm auf.

Es war vorbei, der Mondschein-Mörder würde nie mehr zurückkehren, und auch ich ließ meine Waffe sinken.

Eliza Farland aber ging wie eine Schlafwandlerin durch den Raum. Das Messer rutschte ihr auf der Hand, dann brach sie plötzlich zusammen. Für sie war eine Welt verpfuscht, in der sie sich wohl gefühlt hatte.

Suko erinnerte sich an Imelda Miller. Gemeinsam liefen wir in den Flur und untersuchten sie.

In den nächsten Sekunden reagierte ich wie der Blitz, um einen Rettungswagen anzurufen, denn Imelda lebte noch. Sie war »nur« schwerverletzt. Vielleicht hatte sie Glück und kam durch.

Suko kam mir wenig später aus dem Bad entgegen, die Stirn in Falten gelegt.

»Was ist dort los?«

»Die Spiegel sind normal, John.«

Ich nickte. »Dann hat der rote Ryan den Weg nach Aibon wieder geschlossen.«

»Ist das gut?«

»In diesem Fall ja.« Ich zuckte die Schultern. »Wir sollten froh darüber sein, daß nicht mehr passiert ist.«

»Kannst du dir eigentlich vorstellen, John, in welch einer Zwickmühle der rote Ryan gesteckt hat?«

»Natürlich. Er hätte ihn töten können, aber der Mondschein-Mörder war es, der einmal sein Leben rettete.«

Suko lachte leise, als er mir auf die Schulter schlug. »Dennoch kann er sich gratulieren.«

»Weshalb?«

»Weil er uns gehabt hat.«

Ich grinste. »Irgendwo hast du recht, Alter…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 600 »Die Fee und die Horror-Reiter«